

A black and white photograph of a man, Daniel Keel, from the chest up. He is wearing a light-colored, short-sleeved button-down shirt and a dark, textured necktie. He is looking off to the left of the frame with a slight smile. His right arm is resting on a stack of books on a desk. The books are stacked vertically, with some titles visible. The background is dark and out of focus, showing some architectural details.

Daniel Keel

1930–2011

Sean O'Casey · Dämmerung · MM

Der Totmacher

Keh fond keinen Namen, dieje Kessung

Antwort an Ludwig

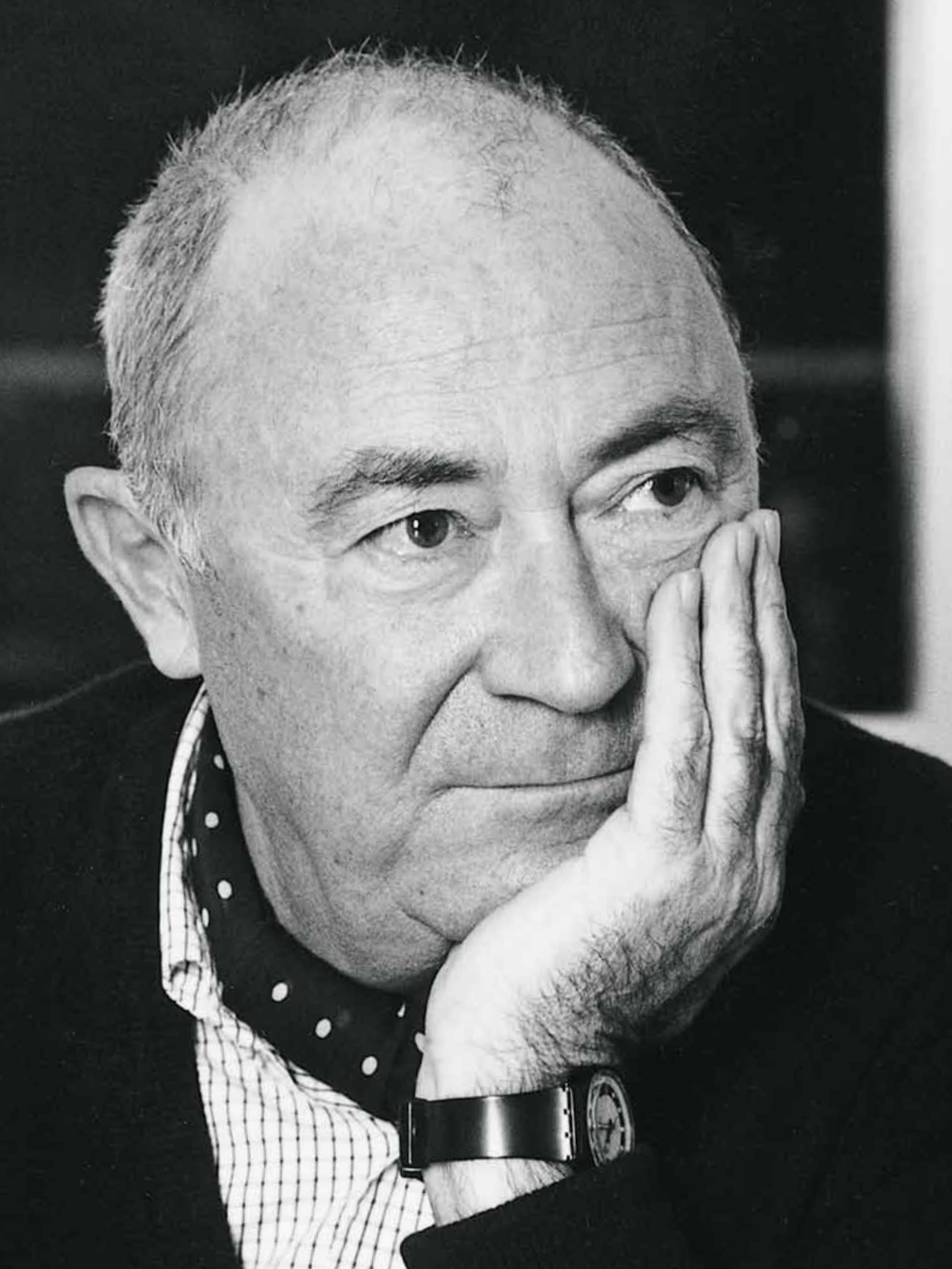
Digens

Vingeliam Thorsen

Dieje Kessung

Dieje Kessung

TRAVELER

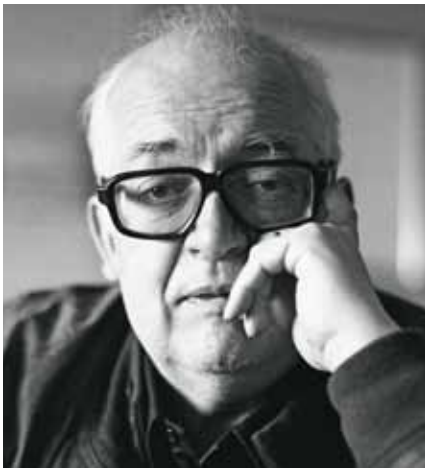


»Mit zwanzig versuchte ich selber zu schreiben und zu malen. Ich musste feststellen, dass mein Talent nicht reichte. Ich wurde Vermittler von solchen, die es besser können, also Hebamme, Butler, Banker in einem. Wurde Verleger von Büchern, die hoffentlich auch ein paar anderen gefallen.«

Daniel Keel

Hommage an Daniel Keel

Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld sagte einmal: »Ich denke oft, wäre ich Autor, würde ich von Diogenes verlegt sein wollen.« In ihren Erinnerungen an den Verleger und Freund Daniel Keel bekräftigen Diogenes Autoren seinen Ausspruch.



»Für viele ist ein Verlag ein Geschäft, aber für mich muss ein Verlag eine Familie sein, und in dieser Familie muss es einen Familienführer geben, und das war für mich immer Daniel Keel. Ich habe ihn 1957 getroffen, als er noch sehr jung war. Wir sind zusammengewachsen, mit viel Dünger. Ich könnte jeden Tag dankbar sein dafür, dass ich so einen Menschen getroffen habe mit so viel Talent, Sensibilität und Begeisterung.«

Tomi Ungerer

»Daniel Keel ist einer der wenigen Verleger, die ich kenne, der eigentlich alles liest, was er veröffentlicht. Er kann sich ebenso gut für Balzac und für Flaubert begeistern wie für moderne Schriftsteller.«

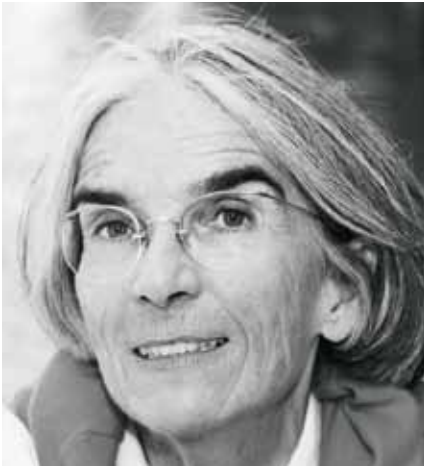
Friedrich Dürrenmatt



»Daniel Keel schrieb mir im Jänner 1953 einen Brief. Er sei zweiundzwanzig Jahre alt, habe gerade einen Verlag für humoristische Bücher gegründet, sein erstes Erzeugnis sei ein kleines Buch mit Zeichnungen von Ronald Searle und ob ich Material für ein ähnliches Unternehmen habe. Im Mai lieferte ich die Zeichnungen in Zürich

ab. Am Bahnhof stand ein Jüngling, fast ein Knabe noch, er wirkte etwas schüchtern und etwas schlau und hatte etwas von einem Theologen an sich. Gar so sehr hat er sich seither gar nicht verändert. Er wohnte in der Zürcher Merkurstraße in einem altmodischen Untermietzimmer in einer altmodischen Wohnung in einem altmodischen Haus und hatte seine Buchhaltung in einem alten Persilkarton unter seinem altmodischen Bett. Im Gang der Wohnung lagen große Stöße einer arabisch gedruckten Zeitschrift, deren Adressat seit einem Jahrzehnt verstorben war, die aber unverdrossen immer noch aus dem Orient an ihn geschickt wurde. Er führte mich dann in ein alkoholfreies Restaurant namens ›Frohsinn‹ zum Essen aus, und ich schenkte ihm eine kleine Zeichnung. Diese maßvolle gegenseitige Generosität haben wir seither beibehalten. Meine Eindrücke schienen mir günstig und merkwürdig, und ich hatte keine Bedenken, mich diesem Anfänger anzuvertrauen, war ich doch selbst einer. Seither bin ich beim Diogenes Verlag, habe mich noch nie gestritten und habe noch nie einen Verlagsvertrag gelesen und halte nichts von der Mitbestimmung der Autoren. Vielleicht ist das ein Kompliment für den Verleger und Freund.«

Paul Flora



»Wir lernten uns vor zwei Jahrzehnten kennen: eine sehr unsichere amerikanische Akademikerin und ein berühmter Schweizer Verleger, dem am gedruckten Wort mehr zu liegen schien als am gesprochenen. Hände schütteln, lächeln, ein paar Worte. Bei unserer nächsten Begegnung fielen schon einige Worte mehr, und dann noch mehr, und aus Mr. Keel wurde unversehens Danny.

Im Lauf der Jahre wurde Danny zum Freund und schließlich zu einem Menschen, den ich sehr gern hatte und dem ich vollkommen vertrauen konnte. Ihm und Ruedi Bettschart bin ich zu ewigem Dank verpflichtet, nicht nur, weil sie meine Karriere als Schriftstellerin auf den Weg gebracht haben, sondern auch für ihren klugen Rat und den Großmut, den sie mir vom ersten Tag an entgegenbrachten.

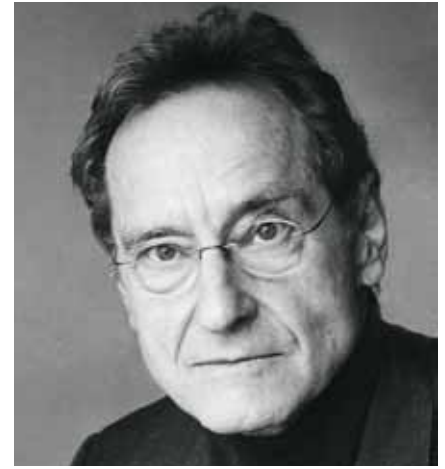
Danny liebte Bücher und Ideen und Schönheit, so wie er Scharfsinn und Eleganz im Denken liebte. Er hatte auch einen herrlichen Schalk, wofür das schönste Beispiel seine Antwort auf die Frage eines Interviewers ist, ob er wirklich nur Bücher verlege, die ihm gefallen: »Soll ich etwa Bücher verlegen, die mir nicht gefallen?«

Er fehlt mir jetzt schon, und immer werden mir die Unterhaltungen mit ihm fehlen, in denen er auch so wunderbar schweigen konnte, und mir wird die Ungezwungenheit fehlen, die sich zwischen uns entwickelt hatte; mir wird die Gesellschaft eines großen Mannes fehlen.« *Donna Leon*



»Ich bin Daniel Keel sehr dankbar, denn seit dem Tag, an dem ich ihn kennenlernte, hatte ich im Laufe der Jahre immer mehr Gründe, ihn zu schätzen. Ich bin ihm dankbar, weil er etwas zu meinen Filmen hinzugefügt hat, wodurch man sie vielleicht tiefer verstehen kann, sie sympathischer findet. Wenn meine Filme auf dem deutschen Markt einen gewissen Respekt, eine gewisse Achtung und Sympathie genießen, so verdanken sie das zum Teil auch der editorischen Arbeit des Diogenes Verlags, der mit seinen Büchern über meine Filme meine Arbeit reicher, wichtiger gemacht hat. Ich bin glücklich darüber, dass ich Daniel Keels Freund bin. Ich bewundere seine Integrationskraft. Es gibt Geschöpfe, die genauso wichtig wie die Künstler sind, indem sie die Möglichkeit bieten, die Arbeit eines Künstlers entstehen, wachsen zu lassen. Und Daniel ist einer von diesen, ein Vereiner, ein Anziehungspunkt.«

Federico Fellini



»Wenn es in Märchen Verlage gäbe... sie wären in einer Stadt an einem See gelegen, würden von einem klugen, scheuen Patriarchen und seinem bedächtigen Freund geführt, es gäbe einen Edlen, der die Kraft eines Ritters mit der Bescheidenheit eines Knapen vereint, und eine Prinzessin, die die Gazetten und Journale bezaubert, es gäbe in allen Zimmern Tätige und Tüchtige, bei denen man verweilen und mit denen man reden wollte, und allüberall stünden große Körbe mit rotbackigen Äpfeln. Es wäre wie im Diogenes Verlag.«

Bernhard Schlink



»Es ist nicht meine Schuld, dass die wenigen Briefe, die ich Ihnen schreibe, Gratulationsschreiben sind. Sie sind selbst schuld. Alles, was Sie machen, machen Sie perfekt.«

Georges Simenon in einem Brief an Daniel Keel

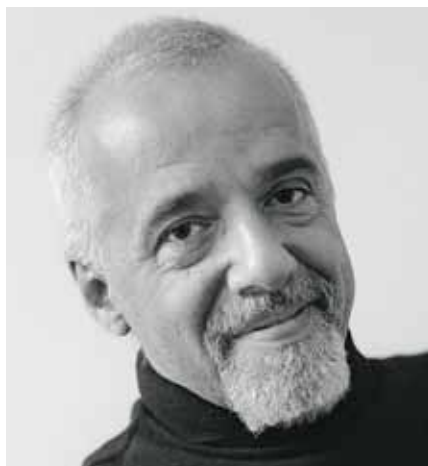


»Er war eine bedeutende Persönlichkeit, ein Visionär, von grenzenloser intellektueller Neugierde und Weltoffenheit. Auf diesen Tugenden baute er ein literarisches Monument, den Diogenes Verlag, seinen Beitrag zur Literatur im deutschsprachigen Raum.

Man wird ihn überall dort vermissen, wo es Menschen gibt, die Literatur lieben – ob es die Klassiker sind oder zeitgenössische Autoren.

Wir kannten uns seit den 1970er-Jahren. Er war immer mehr als nur mein Verleger, er war ein guter Freund, und ich bin mir sicher, dass er vielen Diogenes Autoren ebenso sehr fehlen wird wie mir. Die Welt ist ärmer ohne ihn. Wir können uns damit trösten, dass sein Lebenswerk überdauern wird – so lange Menschen Bücher lesen.«

Ian McEwan



»... vor allem wohl, dass uns ein neues Zeitalter der Aufklärung nottut, dass wir aus unserem politischen System den Anspruch auf Wahrheit, auf Gerechtigkeit und Freiheit fallen lassen und ihn durch das Suchen nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit und nach Freiheit zu ersetzen haben, durch die Vernunft.«

Diese Worte stammen von Friedrich Dürrenmatt, der wie zahllose Autoren stolz darauf war, dass Daniel Keel seine Bücher im Diogenes Verlag veröffentlicht hat – einem der letzten unabhängigen Verlage Europas.

Daniel hat sich immer für Gerechtigkeit, Freiheit und Vernunft eingesetzt.

Heute, am 13. September, erfahre ich, dass er von uns gegangen ist, um bei seiner Frau Anna im Paradies zu sein. Ich habe seinen Sinn für Humor bewundert, seine Persönlichkeit, seine Hingabe, seine Freundlichkeit.«

Paulo Coelho



»Er gehörte zu den wenigen Menschen, die mein Leben verändert haben. Kurz vor Silvester 1996 rief mich in Guatemala ein Herr mit leiser Stimme an und stellte sich als »Keel« vor. Er gratulierte mir zu meinem Manuskript *Schneebälle im Mai* und sagte den einfachen und atemberaubenden Satz: »Ich werde mich starkmachen für dieses Buch.« Ein Versprechen, das er auf grandiose Art gehalten hat. Bereits im nächsten Jahr erschien das Buch unter dem Titel *Small World*,

den er gewählt und von dem er mich mit sanfter Gewalt überzeugt hatte. Es war der Anfang meines neuen Lebens als Romanautor, das er immer mit Rat und Ermunterung begleitet hat. Daniel Keel war der Mann im Vordergrund und der Mann im Hintergrund des Diogenes Verlags. Der Mann im Hintergrund wird er wohl für uns alle bleiben.«

Martin Suter



»Daniel ging es, denke ich, immer nur um den Text oder den Menschen. Wenn der Mensch ein Autor war, der seiner Ansicht nach unterhaltsame, intelligente Texte schrieb, deren Rechte womöglich noch frei oder irgendwann zu haben waren, umso besser. Aber alles drum herum, Bedeutung, Herkunft, waren beim Menschen wie beim Text egal. Die Bedeutung eines Textes maß er an der Freude und Erkenntnis, die ihm – und nur ihm – die Sätze bereiteten, und die Bedeutung eines Menschen an der Freude und Erkenntnis, die ihm ein Gespräch mit dem Menschen bereitete. Welchen literaturtheoretischen Über- oder Unterbau ein Text besaß, in welchem historischen Zusammenhang er stand, was die Kritiker fanden, ob er von Ludwig dem Soundsovielten oder Würsten handelte, von der Sehnsucht nach Glück oder Hitler: Die Sätze mussten funkeln. Ob ein Mensch Professor oder Portier war, ob er sich mit Mozart oder Fußball auskannte, ob er

aus New York oder Klein Dings kam: Das Herz musste groß sein, und natürlich sollten auch die Sätze am Esstisch nicht völlig matt bleiben. Als intelligenter Mensch verließ er sich bei Büchern wie bei Menschen auf sein Herz und seine Nase. Und anders geht's ja auch gar nicht.

Wenn man, wie ich, glaubt, dass das Beste, was Literatur leisten kann, eine Bestätigung oder Ausformulierung dessen ist, was man bis zur Lektüre nur ahnte oder nur heimlich sich getraut hat zu denken – also dass Literatur im besten Fall Mut macht, den eigenen Weg zu gehen –, dann war Daniel wie eins der für mich wichtigsten Bücher. Oft sprach er in leichten, unpräzisen, genauen Sätzen aus, was mir vorher nur undeutlich durch den Kopf geschwebt war. Ob gewollt oder nicht, er stärkte mir den Rücken, mein Zeug so zu machen, wie ich es für richtig hielt. Mehr kann man sich von einem Verleger und Freund nicht wünschen.«

Jakob Arjouni



»Ich denke, wir verstehen uns sehr gut. Es gefällt mir, dass er mich sonntags anruft, wenn wir beide arbeiten. Für ihn ist der Sonntag wie jeder andere Wochentag, was die Arbeit betrifft. Weil wir beide arbeiten, verstehen wir uns so gut.

Meist fahre ich geschäftlich nach Zürich. Er war bislang erst einmal in meinem Haus. Viel mehr kann ich dazu nicht sagen.« *Patricia Highsmith*



»Natürlich ist jeder Mensch einzigartig und hinterlässt im Todesfall eine schmerzliche Lücke. Bei Daniel Keel ist jedoch ein weit größerer Kreis betroffen, denn er ist nicht nur für Familie und Freunde, sondern auch für Autoren, Mitarbeiter und unendlich viele Leser unersetzlich.

Als ich vor über zwanzig Jahren mein erstes Manuskript an den Diogenes Verlag geschickt hatte, rief er mich an. Für ein Greenhorn wie mich war alles neu, ich hatte keine Ahnung, wer dieser Herr Keel überhaupt war. Geduldig erklärte er es mir, unpräzise und sachlich, wenn es um die eigene Person ging. Dann begann er mich auszufragen: neugierig, listig, völlig offen und so charmant und witzig, dass ich jegliche Scheu verlor und ihm nach anfänglichen Hemmungen völlig vertraute.

Wahrscheinlich wird es meinen Kollegen ähnlich ergangen sein, denn er rief stets an, nachdem er ein neues Manuskript gelesen hatte. Erst wurde gratuliert, dann kamen Überlegungen zum Titel und schließlich Verbesserungsvorschläge. Für Schriftsteller wird es meistens heikel, wenn am gerade erst entstandenen Werk etwas auszusetzen ist. Daniel Keel sagte einmal, dass jede Mutter ihr Neugeborenes für das schönste auf Erden hält und man sich hüten sollte, es als Wechselbalg zu bezeichnen. Als erfahrener Fuchs wusste er, wie ein guter Lehrer Kritik so behutsam formuliert, dass sie auch von einem empfindsamen Schüler angenommen wird. Sein

Urteil war nie verletzend, sondern immer einleuchtend, so dass ich viel von ihm gelernt habe.

Wie gern denke ich an die Abende zurück, an denen ich bei Keels am Esstisch saß. Anna Keel sorgte stets für ein wunderbares Menu, ohne modischen oder ungemütlichen Schnickschnack, sondern von bester Qualität und wohltuendem Understatement; ich habe nie bessere und humorvollere Gastgeber kennengelernt. In heiterer Atmosphäre wurde diskutiert, gelacht und bisweilen auch ein wenig gelästert. Wie in seinen Büchern kam auch bei solchen Gesprächen keine Längeweile auf. Daniel Keel war nämlich ein begnadeter und erfrischend ironischer Erzähler, aber ebenso auch ein aufmerksamer Zuhörer. Wenn seine Autoren eine originelle Idee hatten oder gar Details eines geplanten Projekts verriet, war er ganz Ohr, seine Äuglein blitzten hinter den Gläsern, und seine berühmte Nase witterte eine heiße Fährte.

Meine Kollegen, deren Bücher bei anderen Verlagen erscheinen, haben mich oft beneidet. Denn wo gab es noch in der deutschsprachigen Bücherwelt einen Verleger, der jedes Manuskript las, seine Autoren wie in eine Familie aufnahm und sich zu unser aller Glück mit einem Stab kompetenter Mitarbeiter umgab, die in seinem Sinn sein Lebenswerk fortführen werden. Auch seine Söhne haben die kreativen Gene der Eltern geerbt und werden uns noch mit brillanten Einfällen überraschen.«

Ingrid Noll



»In der gewaltigen Chronik des Diogenes Verlags, die Daniel Kampa vor acht Jahren herausgegeben hat, schreibt Daniel Keel in der für ihn typischen Mischung aus Prägnanz, Witz und Selbstgewissheit:

»Mit zwanzig versuchte ich selber zu schreiben und zu malen. Ich musste feststellen, dass mein Talent nicht reichte. Ich wurde Vermittler von solchen, die es besser können, also Hebamme, Butler und Banker in einem.«

Dann listet er zwölf Gedanken auf, die er sich »im Lauf der Jahre über Produkt und Markt« zu eigen gemacht hat, darunter einige, die einem Liebhaber der Unterhaltungsliteratur – der leichten, die kratzt, wo es nicht juckt – wohl anstehen; und andere, kühne, für deren Verlautbarung man ihn auch jetzt noch umarmen möchte: »Das Leben besteht aus Veränderungen. Man sollte diese sogar beschleunigen. Revolte ist immer fruchtbar. Billigung führt zu Indifferenz.« Oder: »An das Neue, das nur aussieht wie das Alte, muss man sich erst gewöhnen.«

Man darf als Autor – Gabriel García Márquez hat davor gewarnt – einen Verleger nicht über den grünen Klee loben. Allerdings fallen mir, im Gedenken an Daniel Keel, eine ganze Reihe von Vorzügen ein. Als erster sein Grundsatz, nicht Bücher, sondern AutorInnen zu verlegen, der ein geschäftliches Risiko bedeutete, aber à la longue klug war, dem Verlag ein klares Profil gab und die Sorgen der Schreibenden ein wenig minderte. Der zweite bestand in seiner Fürsorglich-

keit, mit der er sich gelegentlich, durch einen Anruf oder ein paar Zeilen, in Erinnerung hielt. Einfach so – nicht um ein neues Manuskript einzumahnen oder vorgeblichem Schlenkerian Einhalt zu gebieten.

Keels dritte Tugend war seine Großzügigkeit: Sie kam nicht nur den Autorinnen und Autoren zugute, denen hin und wieder Blumensträuße, Kisten mit Wein, prächtige Werkausgaben ins Haus geliefert wurden, sondern begünstigte auch sonstige TeilhaberInnen der Verlagsarbeit – Buchhändlerinnen, Journalisten, angehende Literaturwissenschaftler, ganze Schulklassen, mittellose Veranstalterinnen und Lizenznehmer in prekären Verhältnissen.

Der Erfolg, der den Diogenes Verlag seit Patrick Süskinds Roman *Das Parfum* (1985) begleitet, hat Keel und seinen Kompagnon Rudolf C. Bettchart nicht dazu verleitet, aufs Gewinnmachen um jeden Preis zu setzen. »Es ging nie darum, immer größer zu werden«, schreibt Bettchart in der erwähnten Verlagschronik, »eher, nicht zu groß zu werden.« Wie viel Kraft dieses Bestreben den Verlegern in einer durch die technologischen Neuerungen, den ungeheuren Konzentrationsdruck und die Erpressungsversuche der Warenketten beförderten Krise abverlangt hat, lässt sich nur erahnen.

Einzigartig war Keels Vermögen, die MitarbeiterInnen über Jahrzehnte und durch Generationen für sein Verständnis von Kunst und Literatur zu begeistern. Mir ist es immer schwergefallen, im Verlag Konflikte, Zwistigkeiten oder einfach nur schlechte Laune auszumachen, die es doch auch gegeben hat, wie sich in Kampas Chronik nachlesen lässt. Gestritten wurde, in meiner Erinnerung, nur bei Keel zu Hause, an einem unvergesslich turbulenten Abend zum Beispiel über das Verhalten der Schweiz gegenüber dem Dritten Reich. Da erwies sich der Weltbürger Daniel Keel als kritischer Patriot, der dem negativen Generalurteil seiner Frau heftig widersprach.

Er und Anna waren ein ideales Paar, gerade weil sie so unterschiedlich waren und einander in dieser Unterschiedlichkeit liebten: zurückhaltend und etwas schlaue wirkend, wie Paul Flora geschrieben hat, der eine; leidenschaftlich und vor Lebenslust sprudelnd die andere. Anna Keels Tod vor einem Jahr bedeutete den großen, nicht wettzumachenden Verlust im Leben ihres Partners. Aber da sind ja noch die beiden Söhne, von denen, will mir scheinen, der eine die bedächtige Genauigkeit des Vaters, der andere eher das beschwingte Temperament der Mutter angenommen hat.

Bei meinem letzten Besuch im Hause Keel, vor vier Jahren, war der Gastgeber schon schwer sehbehindert und auf eine gute Art lebensmüde: voll leiser Zuversicht, dass das beizeiten gefundene Führungsteam fortsetzen würde, was ihm gelungen war. In seinem Geist, mit eigenem Kopf. Daniel Keel starb im Glauben an die Unsterblichkeit: die des Buches, »das eine gute Geschichte gut erzählt.«

Erich Hackl



»Mein Sohn ist zurzeit – ich weiß nicht, weshalb – von allem fasziniert, was mit materiellem Reichtum zu tun hat. Gold, Geld, Schmuck, Edelsteine, Schätze etc. »Ich will einmal ganz reich werden«, sagt er. Darauf ich: »Reich muss man nicht sein. Es genügt, wenn man genug zum Leben hat. Viel wichtiger ist, dass man ein anständiger Mensch ist, und gesund und gescheit

und glücklich mit dem Leben, das man führt.«

›Jaja«, sagt er darauf, ›ich weiß schon. Aber noch besser als all das und arm sein, ist doch all das und obendrein noch reich sein ...‹ – und jetzt kommts –: ›so wie der Herr Keel.«

›Wieso ist der Herr Keel so reich?«, frage ich.

›Weil er dieses riesige Haus hat«, sagt er, ›mit den vielen unbekanntenen Zimmern, die noch kein Mensch alle gesehen hat, und diesem riesigen Garten.«

›Der Garten ist winzig«, sage ich.

›Nein, ist er nicht, er geht nämlich hinter der Hecke noch weiter, und dann kommt gleich der Hubschrauberlandeplatz. Und dann hat der Herr Keel diesen riesigen Fernseher in einem Extrazimmer, da durfte ich zwei Stunden Video schauen, das ist auch nicht ganz billig, und das darf ich zu Hause nie. Und er hat eine Dienerin mit einer weißen Schürze, die bringt ihm das Abendessen. Und er hat dir zwei schwarze Hemden und eine blaue Jacke geschenkt; und er hat unser Hotel bezahlt. Und als wir weggingen, hat er sogar noch gefragt, ob er uns ein Taxi bezahlen soll, so reich ist er. Und außerdem schickt er dir einmal im Jahr das ganze Geld, von dem wir leben, weil du arbeitest ja nicht, du stehst ja immer in der Küche herum und kochst, oder hockst in deinem Zimmer und rauchst Zigaretten und trinkst Tee. Und all das kann der Herr Keel nur, weil er so anständig ist und so reich.«

So weit mein Sohn. Was soll ich da entgegenen? Gar nichts. Also schließe ich mich seiner Hochachtung an. Und wenn er einmal werden will wie der Herr Keel – mir soll's recht sein.«

Patrick Süskind



»Gelernt: Wir sind aus Erde geschaffen. Ein schönes Symbol aus der Bibel für die Schöpfungsgeschichte. Und wahr, denn natürlich hat uns die Erde hervorgebracht, wie alle anderen Lebewesen (was für ein schönes Wort!). Naturwissenschaftler könnten es erklären: Wir sind bewegte Erde. Und da kommen manchmal unterschiedliche Klumpen zusammen, Daniel Keel und ich zum Beispiel. Er hat mich zu kneten versucht, mit der Ausdauer des Erfahreneren, und ich ihn, mit dem Furor des Jüngeren, zu belehren. Das war natürlich amüsant. Als das Telefon läutete, über das mir sein Tod mitgeteilt wurde, stürzte ein Hausgeist aus Weinkorken mit einer zur Lunte gezogenen auf den Korken placierten Papierserviette, geklebt auf einen Knorrbrühpilzwürfel, der wiederum auf ein, an eine Schwarzwalduhr denken lassendes, Holzpodest geklebt war, aus der Höhe über dem Bild mit dem Weseler Rathaus drauf, das ich als Kind immer für den Sitz des Radiohauses Gustav Jägersberg gehalten hatte, mit einem Plopp zu Boden. Das Radiohaus Gustav Jägersberg hatte das Bild vom Weseler Rathaus lediglich aus Anlass einer Teilnahme an einem Schaufensterwettbewerb überreicht bekommen. Es gab dieses Radiohaus Gustav Jägersberg in einer Vorstadtstraße von Wesel auch nur zwei Jahre, dann war es pleite. Das Bild mit dem Weseler Rathaus hängt bei mir an der Wand, und darüber hatte ich den guten, die Lunte schwingenden Hausgeist aus Weinkorken

angebracht, weil ich mein Leben schreibend damit zugebracht habe, dass das Radiohaus Gustav Jägersberg endlich Einzug in das Weseler Rathaus erhält. Daniel Keel hat mir dabei geholfen. Jetzt, wo der Hausgeist gestürzt und Daniel Keel gestorben ist, rede ich viel öfter mit ihm, aber sanfter, und lese ihm was aus dem immerwährenden Einzug des Radiohauses Jägersberg in das Weseler Rathaus vor, und ich frage ihn zu diesem und jenem, und er rät mir und er rät mir vor allem ab, und ich höre ihm heute begieriger und geduldiger zu als jemals zuvor.«

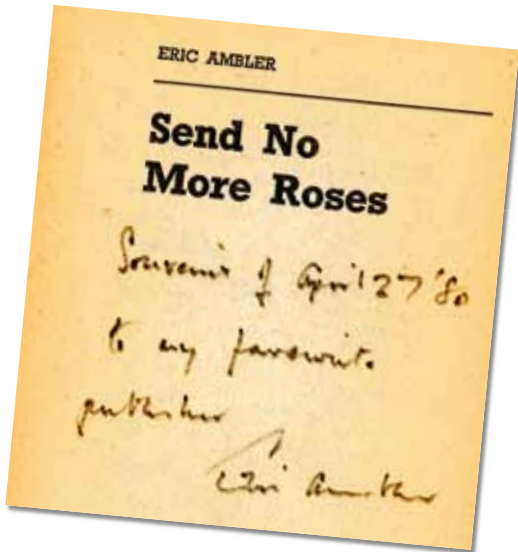
Otto Jägersberg



»Dass ich Daniel Keel begegnet bin und er meine Bücher verlegt hat, empfinde ich als großes Privileg. Er hat ein phantastisches und erfülltes Leben gehabt, und sein Erbe, der Diogenes Verlag, mit seinen Büchern, Autoren und Lesern, macht ihn unsterblich.«

Martin Walker

Eine schöne Tradition von Schriftstellern ist es, ihrem Verleger eine Widmung ins druckfrische Exemplar hineinzuschreiben. Hier einige Beispiele von Widmungsexemplaren aus Daniel Keels Privatbibliothek.



Erinnerung an den 27. April 1980 für meinen Lieblingsverleger.

Eric Ambler

Dear Daniel,
John Irving Welcome
Das Hotel to
New Hampshire
John Irving
Roman
Aus dem Amerikanischen
von Hans Herrmann

I am very proud
to be published by
you, and trust this
is the beginning of a
long friendship and
a writer-publisher
connection. For your
birthday - 1982

Lieber Daniel,
willkommen im
Hotel New Hampshire
John Irving

Ich bin sehr stolz darauf,
von Ihnen verlegt zu werden,
und davon überzeugt, dass
dies der Beginn einer engen
Freundschaft und Autor-
Verleger-Beziehung ist.
Zu Ihrem Geburtstag 1982

Lieber Danny,
Du willst es nicht wahrhaben,
aber diese Bücher sind allein
Dein Werk.

Love,
Donna



Für Daniel

Ich danke Ihnen,

dafür, dass Sie das Feuer entfacht,
die Flamme genährt
und Holz nachgelegt haben,

für Ihren Blick - den eines Dichters,
für ihren Geist - den eines Malers,
dafür, dass ich an Ihrem großen
Unternehmen teilhaben darf.

Auf ewig dankbar,
Anthony McCarten
Zürich: 2007

Donna Leon
Nobiltà
Commissario Brunettis
siebter Fall
Roman
Aus dem Amerikanischen von
Monika Ekwenspöck

Dear Danny
you deny it, but these books
are all your doing.
Love
Donna

Diogenes

Jakob Arjouni
Der heilige Eddy
Roman

7.5.09
Lieber Daniel,
wie bestellt: ein
Karton Liebesgeschmacke,
zwei Tüten Hopping Food
und ein Strauß sommerlicher
Wetter. Ich warnte auf
die Liste für die nächste
Lieferung.
Aber liebe dein Jakob

John Irving
Die vierte
Hand

Roman
Aus dem Amerikanischen
von Nikolaus Stingl

für Anna &
Daniel with my
admiration and
affection, and
with lasting
gratitude that
you are my BEST
publisher in the
world! Diogenes

John Irving
Zürich
24.2.02

Für Anna & Daniel
Mit Bewunderung und
Zuneigung, und ewiger
Dankbarkeit dafür, dass du
mein BESTER Verleger auf
der ganzen Welt bist!

John Irving
Zürich, 24.2.02

Für Daniel -

Ich bin begeistert, ein kleiner
Teil von Diogenes zu sein.
Vertrauen Sie weiter auf Ihre
Nase!

Joey Goebel, der stolz ist,
Sie zu kennen
6.4.05

To Daniel -
- I am thrilled to be
but a tiny part of
The Anomalies

novel by
Joey Goebel

Diogenes. Keep
trusting your pee!
Proud to know you,

Joey Goebel
6.4.05

Federico Fellini

8 1/2

Idee und Drehbuch
von Federico Fellini
in Zusammenarbeit mit Ennio Flaiano,
Tullio Pinelli und Brunello Rondi

Mit 52 Fotos

al grande estivo
e al suntuoso
amici

Merio

July 1993

Diogenes Zürich



Für Dani
am 31.1.2008

Widmungszeichnung von
Paul Flora, 2008

Für Daniel und Anna
- Grüße an alte Freunde

Herzlich
Ian

Ian McEwan

Am Strand

Roman
Aus dem Englischen von
Bernhard Robben

To Daniel and Anna
- greetings to old friends
Affectionately,

Ian

Diogenes

Einem großartigen Verleger,
dem großartigsten Freund

Federico
Juli 1993





Doris Dörrie

Für Dich schreibe ich weiter

Ich möchte über Dani reden und nicht über mich, aber ich kann es leider nicht vermeiden, denn ich verdanke Dani mein zweites Leben, mein Schreibleben, mein Diogenes-Leben, mein Leben mit der Familie Keel. Davon möchte ich erzählen.

Ohne Dani würde ich keine Bücher schreiben.

Vor mehr als 25 Jahren erzählte ich in einem Interview, dass ich zu meinen Filmen immer erst Kurzgeschichten schrieb, und kurz darauf klingelte das Telefon in meiner Wohngemeinschaft in München, und ein Herr, der sehr langsam und mit Schweizer Akzent sprach, sagte, er wolle diese Geschichten gern lesen, denn er habe einen Verlag.

Den Verlag kannte ich gut, mein Bücherregal war größtenteils gelb-schwarz mit all meinen Hammetts, Chandlers, Ross Macdonalds, Highsmiths, Carson McCullers'. In einer Mischung aus Angst und Ehrfurcht lehnte ich schnell und entschieden ab. »Dann komme ich Sie besuchen«, sagte der Herr am Telefon langsam.

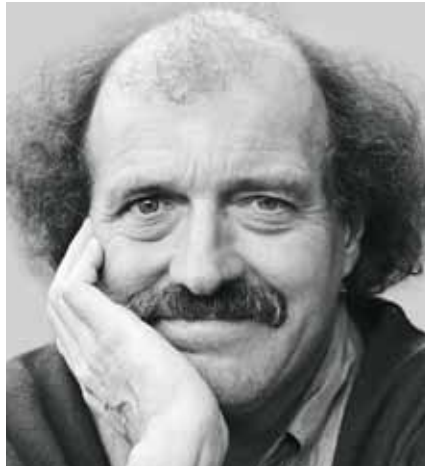
Ich erinnere mich daran, wie ich Dani in meinem kaputten, zugemüllten Auto vom Bahnhof abholte und er kein Wort darüber verlor, sondern lachte. In mein Lieblingsrestaurant wollte er gehen, sagte er, aber ich hatte gar keins. Das sagte ich nicht, sondern schleppte ihn in das einzige japanische Restaurant von München, weil ich angeben wollte. Er aß nichts. Ich erstickte fast an meinen Sushi. Er betrachtete mich amüsiert und fragte, warum ich ihm die Geschichten denn nicht zu lesen geben wolle. Weil ich Angst hatte, dass sie schlecht sind. Aber das sagte ich nicht. Dani sagte: »Zeigen Sie mir, wie Sie wohnen.«

Wir fuhren in meine Wohngemeinschaft, er setzte sich in die Küche, betrachtete mich, rauchte, sprach wenig und wartete lächelnd. Er war etwas beunruhigend, dieser Herr aus Zürich, und gleichzeitig war seine ruhige Neugier wie ein konzentrierter Lichtstrahl, der auf mich fiel und mich so seltsam zum Leuchten brachte. Ein Licht wie eine große, innere Taschenlampe, und wenn er sie auf einen gerichtet hatte, ging das Licht nie mehr aus. 25 Jahre lang rief er mich regelmäßig an. Unsere Telefonate verliefen immer gleich. Ich fragte ihn: »Dani, wie geht es dir?« Und er antwortete immer: »Beschissen.« Und lachte. Und dann sagte er: »Was machst du? Schreibst du?«

Er druckte meine ersten Geschichten, wollte keine Korrekturen, und als ich anbot, er könne doch aber Dinge verändern, überraschte er mich mit dem Satz: »Der Autor hat das letzte Wort.« Das erschien mir als Filmsklavin völlig absurd. Er musste es für mich immer wieder wiederholen, weil ich es so unglaublich fand: Der Autor hat das letzte Wort.

In Wirklichkeit hast Du das letzte Wort, Dani. Du fragst uns: Was macht ihr? Schreibt ihr? Du und Deine so begeisterungsfähige Anna habt uns alle, all Deine Autoren unermüdlich ermuntert und ermutigt. Mit Deinem niemals ermüdenden Interesse, Deiner Fürsorge, Deiner wirklich tiefen Neugier auf unsere Geschichten und unsere seltsamen Gehirne. Deiner wilden, verrückten Liebe.

Ich danke Dir. Ich danke Dir von Herzen. Für Dich schreibe ich weiter.



Urs Widmer

Daniel Keel ist tot

Dani Keel ist tot. Wer ihn in seinem letzten Lebensjahr gesehen hatte, konnte nicht völlig überrascht sein – und doch war sein Tod für mich von einer bestürzenden Plötzlichkeit. Damit hatte ich nicht gerechnet, noch nicht. Obwohl er klein, noch kleiner, gebückt und sehr leise geworden war (er, der Asthmatiker, war nie ein Brüllhals gewesen), hatte er auf mich irgendwie ewig gewirkt. Unsterblich.

Natürlich wusste er vom Tod – sein Verlagsprogramm ist voller Titel, die vom Tod handeln –, trotzdem denke ich, dass mein liebevoller Irrtum – Dani unsterblich – auch damit zusammenhing, dass er sich auch nicht viel anders sah. Er war, jedem Hinweis der Wirklichkeit zum Trotz, nie alt. Wie denn! Sein Vater war 98 geworden, er war mit 70 noch ein Sohn. Er war auch bei denen, die er schätzte, ja verehrte, gern der Jüngere: Friedrich Dürrenmatt und Federico Fellini allen voran, die nahe Freunde wurden. Patricia Highsmith oder Georges Simenon, bei denen das schon schwieriger war. Die Freunde Paul Flora, Victor von Bülow oder Maurice Sendak waren seinem eigenen Alter schon näher; immerhin noch einen Hauch älter. Und seine ganz großen Götter waren, wie sich das für Götter gehört, eh längst im Himmel. Montaigne, Balzac, Čechov. Von Diogenes zu Sinope ganz zu schweigen. Wir Junge – ich zum Beispiel bin erst 73 – waren ein nur halbwegs tauglicher Ersatz für die Alten. Natürlich hatte er uns gern. Aber wir hatten ihm nichts voraus, im Gegenteil. Dani war nicht gern der Älteste. – Ich glaube, er bemerkte seine eigene Sterblichkeit – mit voller Wucht und unwiderruflich – zum ersten Mal bei Annas Tod. Er war ein Schock für ihn, von dem er sich nicht mehr erholt hat. Genau ein Jahr nach ihr ist auch er gestorben.

Was hatten wir für herrliche Nachtessen an der Eleonorenstraße. Wunderbare Speisen, untadelige Rotweine. Allein der Gedanke, dass wir nie mehr an seinem und Annas Esstisch sitzen werden! Wie schön war das. Da war Dani in

seinem Element, erzählte, ließ sich erzählen, wusste auch noch eine Anekdote von Künstlern oder Verlegern. Alles lebte, war lebendig in jedem Gesprächsmoment. Anna übrigens war in diesen Tischgesprächen genauso wichtig wie er. Wie oft hat er mir gesagt – eher wenn Anna nicht zuhörte –, wie sehr er Annas Malkunst bewundere. Der Reichtum ihrer Produktion und ihr produktives Chaos mussten ihm auch imponieren, weil sie ein Spiegel seiner eigenen obsessiven Arbeit waren.

Dani mochte keine Ansammlungen mit mehr als sieben Menschen. Manchmal sagte er auch: drei. Hier, unsere traurige Feier heute, er ist gewiss gottfroh, dass er nicht dabei sein muss. – Er redete auch nicht gern öffentlich. Dabei war er, wenn er es dann doch einmal tat, der beste Redner der Welt. Ich erinnere mich an eine Rede, die er vor einer Schar von internationalen Verlegern und Büchermenschen hielt, auf Englisch!, in einer so echten Verlegenheit vor sich hin improvisierend, dass diese wie ein souveränes Stilmittel wirkte – und es möglicherweise sogar war, denn er hielt einen Zettel in der Hand, den er allerdings nicht ein einziges Mal anschaute, und am Ende seiner Rede, die vom 50-jährigen Jubiläum seines Verlags handelte, sagte er leise, ihm sei das Leben wie ein einziger Nachmittag vorgekommen. Ein kleiner Luftstoß, und schon sei alles vorbei. Ich sah gestandene Kollegen mit den Tränen kämpfen, und auch mir schoss das Wasser in die Augen.

Aber er war ja nicht nur mein Freund, er war auch mein Verleger. Ich erinnere mich sogar, dass ich mich zu Beginn – wir haben uns, denke ich, 1966 kennengelernt – ein bisschen dagegen wehrte, ihn zu heftig als Freund zu erleben. Ganz einfach, weil ich dachte, es sei nicht gut, mit jemandem richtig befreundet zu sein, von dem man auch – in nicht unerheblichem Maß – abhängig ist. Aber widersteh einmal dem listigen Charme Danis. Seiner Großzügigkeit. Seinem Witz. Widersteh jemandem, der mit dir zur Ga-

lanacht der Zauberer geht – wir taten das jedes Jahr – und dort neben dir sitzt und sich freut wie ein Kind, wenn das Kaninchen erneut aus dem Zylinder kommt. Der die Autoren liebt wie ein Verliebter, die Autorinnen, und leidet – mit einer ebenso heftigen Energie –, wenn eine Autorin, ein Autor ihm wieder einmal tüchtig zusetzt. Item, irgendwann war es um mich geschehen. – Als Verleger, Freundschaft hin oder her, war er ein hellwacher Leser. Er konnte begeistert sein, oh ja, so sehr, dass er durchaus »Gfällt mir ganz guet« murmelte. Aber er sagte dir auch, wenn ihm etwas nicht gefiel. Weil er aber unerschütterlich treu war, druckte er auch ein Buch, das ihm nicht so sehr zusagte. Er war kein Missionar, und für ihn war klar, dass die Autoren die Bücher schreiben und nicht er. Sein Kunstwerk war der Verlag, die Inhalte der Bücher und auch die Art, wie sie daher kamen, waren für ihn etwas sehr Persönliches, ein Geständnis an die Freunde – und logischerweise ließ er sich in dieses Geständnis nicht gern dreinreden. Er konnte ganz schön stur sein.

Er hatte Gott sei Dank Ruedi. Ruedi C. Bettschart. Es ist in der Tat so, dass man von Danis unglaublichen Erfolgen mit dem Diogenes Verlag nicht sprechen kann, ohne von Ruedi zu sprechen. Ein ganzes Leben lang war Dani nicht ohne Ruedi zu denken und, umgekehrt, Ruedi auch nicht ohne Dani. Das Bild von den Zwillingen ist oft bemüht worden. Sie sind, sie waren natürlich keine. Das Großartige war dennoch, dass zwei so verschiedene Menschen so viel Gemeinsames hatten, dass sie ein Leben lang am gleichen Strick zogen, zuweilen der eine an einem Ende, der andre am andern, meist aber in der gleichen Richtung. Oh ja, manchmal flogen auch die Fetzen, ihr Verlag war und ist keine Wohlfühlzone, obwohl ich mich in ihm immer wohl fühle. Er war und ist ein Ort der Auseinandersetzungen. Dani war ein Liebhaber des produktiven Streits, und Ruedi bot ihm tadellos Paroli. Es ging nie darum, dass einer der beiden gewinnt. Der Verlag sollte gewinnen.

Ach ja, Daniel Keel war einer, der einfach kein lang anhaltendes Pathos zuließ. Seine Art hat sich in meine Rede eingeschlichen, aber jetzt, wo ich hier stehe, fühle ich umso deutlicher und mit dem ganzen Ernst und der Trauer des Endgültigen, vor welchem Verlust wir alle stehen. Möge es dem Verlag, an dem er mit seinem ganzen Herzen hing, noch lange gutgehen. Einen wie ihn, wie unsern Dani, werden wir dennoch nie mehr haben.





Leon de Winter

Ciao, großer Mann

Daniel Keel begegnete ich 1993 zum ersten Mal. In Frankfurt, auf der Buchmesse.

1993 waren die Niederlande Schwerpunktthema der Frankfurter Buchmesse. Im Vorfeld hatten sich viele deutschsprachige Verlage um einen niederländischen Autor bemüht. Ich stand auf der Rangliste der begehrten niederländischen Autoren nicht sonderlich weit oben. Nach intellektualistischen Anfängen hatte ich mich zu einem relativ traditionellen Erzähler entwickelt. Ich konnte einfach nicht anders.

Ein renommierter Verlag in München war mit seiner Suche nach einem Holländer spät dran und geriet so – ein wenig verzweifelt darüber, dass er die großen Namen verpasst hatte – an mich. Meine Bücher verkauften sich in den Niederlanden zwar ganz gut, aber ich gehörte nicht zur literarischen Avantgarde. Aber besser ein zweitrangiger Holländer als gar kein Holländer, muss man sich gedacht haben. Das Buch, das man herausgeben wollte, war der dünnste Roman, den ich bis dato geschrieben hatte. Ein überschaubares Risiko.

Nachdem man die Übersetzung gelesen hatte, fiel die Entscheidung, den Roman nur als Taschenbuch herauszubringen. Für eine Buchpublikation auf dem deutschen Markt wohl so etwas wie eine Ejaculatio praecox. Mein Roman wurde nicht besprochen. Er verschwand noch vor Beginn der Buchmesse von der Bildfläche. Da begegnete ich Daniel. Auf der Buchmesse.

Ich gehörte zu einem ganzen Heer niederländischer Schriftsteller, die von Staats wegen nach Frankfurt geschickt wurden, um für die niederländische Literatur zu werben. Eine Handvoll war im Frankfurter Hof untergebracht – die schicke Elite der niederländischen Literatur. Ich fand mich in einem Hotel in der Nähe des Hauptbahnhofs wieder. Ich war ein Erzähler, folglich gehörte ich zwischen türkische Wechselstuben und Beate-Uhse-Filialen.

Ich hatte schon einige Tage Buchmessenfrust hinter mir. Kaum jemand interessierte sich für mich. Jedes Mal, wenn ich am Schaufenster von Beate Uhse vorüberkam, erwog ich, meine Schriftstellerlaufbahn an den Nagel zu hängen. In der Hitze der späten, lauten Treffen in der Bar vom Frankfurter Hof, wo ein Glas Wein so viel kostete wie die Zwanzigtausend-Kilometer-Inspektion bei einem Porsche, kam ich mir verloren vor. In meinem Buch kam ein Porsche vor. Seriöse Autoren schreiben nicht über Porsches. Beim Münchner Verlag schämten sie sich für mich.

Dann sagte jemand, dessen Namen ich nicht preisgeben kann, dass er mit Daniel Keel gesprochen habe. Daniel Keel sei mein Buch aufgefallen, und er wolle mit mir reden. Wer war Daniel Keel? Ich hatte noch nie von ihm gehört, in der deutschsprachigen Verlagswelt kannte ich mich nicht aus. Ich wusste aber schon, dass man als Autor gefälligst nicht mit fremden Verlegern redet. Auf den Steintafeln der literarischen Welt steht das folgende Gebot an erster Stelle: Du sollst keinen anderen Verleger haben neben deinem eigenen Verleger; ihn sollst du anbeten und über alles lieben. Und das zweite Gebot lautet: Du sollst den Namen deines Verlegers nicht unehrerbietig im Munde führen.

Ich traf mich mit Daniel Keel. Ich war ein unglücklicher Autor, und ich durfte den großen Mann vom Diogenes Verlag treffen, Daniel Keel, das Orakel von Zürich, den Zauberer aus der Sprecherstraße. Der Mittler hatte mich über Daniels Reputation aufgeklärt. Daniel ist ein eigensinniger Mensch, hatte er gesagt, und ein Mensch mit einer außergewöhnlichen Intuition. Wenn ich an diese erste Begegnung zurückdenke, sehe ich einen schmalen, dunklen Gang vor mir, und in diesem Gang einen Mann mit sehr kurzem Haar, mit hellen, lachenden Augen und mit einem Gesicht, das vor Vergnügen und Neugierde strahlte. Daniel hatte Interesse an meinem Buch, wie er den Mittler hatte wissen lassen.

Daniel schaute der Schalk aus den Augen, als er sich mit mir unterhielt. Sein Ausdruck war der eines Robin Hood, eines Till Eulenspiegel. In dieser Tradition fröhlicher Kämpfernaturen stand Daniel. Daniel sprach sehr, sehr leise. Ich dachte, das habe damit zu tun, dass es sich bei unserem Treffen um ein geheimes Treffen handelte. Durch den dunklen Gang, in dem wir uns befanden, zogen Geräusche aus anderen Räumlichkeiten, an die ich mich nicht im Entferntesten erinnere. Befanden wir uns in irgendeinem abseits gelegenen Gang in einer der Messehallen? Im Frankfurter Hof? Im Hessischen Hof? Ich sehe nur Daniel vor mir. Oder doch, ich sehe auch andere Silhouetten, von Mitarbeitern Daniels, die Ausschau hielten, und auch den Mittler, der mich hierher gelotst hatte, alle mit dem Rücken zu uns, damit zufälligen Passanten die Sicht auf uns genommen wurde. Denn Daniel war ein Verleger, und ich war ein Autor, und wir waren dabei, einen anderen Verleger zu verraten.

»Sie mögen Ihr Buch nicht«, flüsterte Daniel mir zu. »Sie wissen nicht, wie sie so eine Geschichte herauszugeben haben. Aber ich weiß es.«

Ich konnte nicht viel darauf erwidern.

»Ich möchte Ihrem Verlag die gesamte Auflage abkaufen. Das ist nicht sehr viel, denn sie haben nur wenige Exemplare gedruckt«, flüsterte Daniel. »Ich lasse die gesamte Auflage schreddern, und dann gebe ich den Roman neu heraus. So, wie es sich gehört. Ich weiß, wie es sich gehört.«

»Wie wollen Sie das anstellen?«, fragte ich zaghaft.

»Ich mache ihnen ein Angebot. Ich gehe zu ihnen und sage: Das Buch von de Winter passt nicht zu euch. Ich kaufe euch die gesamte Auflage ab, und ihr lasst ihn gehen.«

Ich hörte ihm mit angehaltenem Atem zu. Daniel war kaum zu verstehen. Wir waren Verschwörer. Seine Augen funkelten, denn Verschwörungen anzuzetteln, fand er unterhaltsam und spannend. 1993 war Daniel dreiundsechzig Jahre alt, aber sein Blick war der eines selbstbewussten Zehnjährigen, der sich sicher ist, dass er fliegen könnte, wenn er nur die richtigen Flügel hätte.

»Ihr Buch ist unterhaltsam«, sagte Daniel. »Ich mag die Bemerkung in Ihrem Roman, ›ein Jude in einem Porsches, das war sehr geistreich. Ihr Buch ist nicht langweilig. Ich bin gegen Langeweile, vor allem in der Literatur. Was halten Sie von meinem Vorschlag?«

Ich stammelte – mit genauso leiser Stimme –, dass ich es mir noch überlegen und mich mit meinem Mittler beraten müsse. Aber viel Zeit ließ Daniel mir nicht.

»Lassen Sie es mich dann heute Abend wissen«, flüsterte er lächelnd, wohl wissend, dass ich seinen Vorschlag nicht ablehnen konnte.

Er gab mir die Hand und ging, sofort umringt von seinen Mitarbeitern, die ihn wie Bodyguards begleiteten. Er strahlte Kraft aus. Ein Mann auf dem Höhepunkt seiner Macht. Und doch sprach er mit der leisesten Stimme, die ein Mensch hervorbringen kann. Ich war davon überzeugt, dass er immer leise sprach, weil er sich seiner geheimen

Mission bewusst war, seines Feldzugs gegen die Langeweile in der Literatur.

Mit ihm ins Gespräch zu kommen bedeutete, Teil seines Kampfes gegen Snobismus und Intellektualismus zu werden. Er war ein Intellektueller, aber kein Intellektualist. Er war ein Connaissanceur, ein Genießer, aber kein Snob. Manchmal, wenn ich Daniel am Apparat hatte, hob sich seine Stimme kaum vom üblichen Rauschen in der Leitung ab. Wenn er anrief, setzte ich mich immer in ein stilles Zimmer und lauschte hochkonzentriert, mit zugekniffenen Augen dem sanften Wogen seiner Worte. Die Literaturpolizei durfte nicht wissen, dass wir uns über spannende, unterhaltsame und zu Herzen gehende Geschichten unterhielten, Geschichten, auf die Daniel sehnsüchtig wartete, denn er wusste, dass auch die Menschheit sehnsüchtig auf solche Geschichten wartete.

Wenn ich den Telefonhörer abnahm und sein »Hallo?« hörte, mit dieser etwas heiseren Stimme, die das o von »hallo« in die Länge zog und ein wenig sang, »hallo-o«, ein Doppel-o also, dann war klar, dass ein buchstäblich atemloses Gespräch seinen Anfang nahm. Und Daniel verabschiedete sich immer mit einem »Ciao, Leon«.

Hallo-o. Ciao.

Daniel setzte sein Vorhaben um. Er kaufte dem Verlag die gesamte Restauflage meines Romans *Supertex* ab – ganze acht Exemplare waren weggegangen. Dort erklärten sie Daniel für verrückt. Er gab den Roman neu heraus, so, wie das Buch seiner Meinung nach herausgegeben zu werden hatte. Er machte ein Buch daraus, wie nur er es konnte, geschmackvoll, hochwertig. Derselbe Text, aber anders herausgegeben. Nach Daniels Geheimrezept. Er machte einen Erfolg daraus.

Vor acht Monaten, am sechsten Februar dieses Jahres, sah ich Daniel zum letzten Mal. Er war kleiner, weniger geworden, konnte sich nur mühsam bewegen. Bei ihm zu Hause durfte ich mit ihm zu Mittag essen. Er sprach noch leiser als sonst, und um ihn verstehen zu können – auch, damit er mein Gesicht besser erkennen konnte –, beugte ich mich weit zu ihm hinüber, so dass wir Nase an Nase saßen. Daniel erlaubte mir, ganz nahe zu kommen, nein, ich musste ganz nahe kommen. Er freute sich auf meinen nächsten Roman, flüsterte er, und er habe viel Gutes über den neuen Roman meiner Frau gehört. Er trug eine Brille, die seine Augen sehr groß machte. Dadurch hatte er etwas von einer Eule, der Eule, die er einst zum Logo seines Diogenes Verlags erkoren hatte. Wir redeten über das Älterwerden. Er fand es nicht schön. Er sprach von Fellini. Er ermunterte mich, so viel wie möglich zu schreiben. Ich konnte ihn kaum verstehen, aber wir saßen ja schon Nase an Nase, noch näher ging nicht.

Er war schwach, aber er bestand darauf, mich hinauszu begleiten. »Ciao«, sagte er mit aller Kraft, die er noch besaß. Er wusste nicht, dass ich weinte, als ich mit dem Taxi ins Hotel zurückfuhr.

Ciao, großer Mann.



Philipp Keel

Lieber Daniel, lieber Diogenes

Es war absehbar, dass sich diese Wochen, die wir gerade erleben, anfühlen würden, als würde man den Mond betreten. Mein Vater mochte keine großen Ideen. Darum gab es bei den Keels auch nicht den Brauch, sich über Nebensächliches wie die Zukunft, das Alter und den Tod zu unterhalten. Unser Vater hätte bereits im Vorfeld bei dem kleinsten Gedanken für den heutigen Anlass missmutig abgewinkt und gesagt: Muss das sein? Er mochte es ganz einfach. So wie Diogenes. Obschon, einfach war der sicher auch nicht. Was immer er oder wir denken, Daniel Keels Idee hat eine unglaubliche Dimension angenommen. Eine, für die er von allen Seiten bewundert wird. Das war es auch, womit man ihm wirklich eine Freude machen konnte. Ein wahres Interesse an seiner Arbeit.

Man hat unseren Vater eigentlich erst richtig kennen gelernt, wenn man sich einmal damit abgefunden hatte, dass man es ihm nie recht machen konnte. Seine Qualität war, Nein zu sagen. Auch dann, wenn er manchmal bereits Ja dachte. In seiner Schüchternheit und steten Nervosität war es nicht ganz einfach für ihn, der Gelassene zu sein, für den er gerne gehalten wurde. Aber er musste sich auch keine Rolle aneignen, um seine Sensibilität und ein Gefühl von Minderwertigkeit zu überdecken, denn Daniel Keel war ein Typ. Von denen gab es zu dieser Zeit bestimmt ein paar mehr, weil es damals einfacher war, ein Typ zu sein. Man lief nicht wie ein Depp mit einem Handy über die Strasse. Man durfte Frauen zuzwinkern, ohne verklagt zu werden. Man brauchte nicht für jede kleine Entscheidung ein Passwort, ein Konzept oder eine Genehmigung.

Meinen Vater beunruhigte fast jede Belanglosigkeit. Aber Frauen beruhigten ihn. Er liebte sie, hatte einen natürlichen Draht zu Ihnen und ließ sich gerne von Ihnen beraten. Ne-

ben unserer Mutter, die ihm die meisten Entscheidungen erleichterte, spielte auch die Bildhauerin Hildi Hess eine große Rolle in seinem Leben. Über Diogenes Bücher sagte sie einmal, »Wer soll das alles lesen, ganz abgesehen von den Spesen?« Daniel Keel liebte auch alte Filme, Frankfurter Würstchen und Meerrettich, den Süden, Klarinette und Schlagzeug, das Grotteske, Wälder, Paris (ohne die Pariser), weichen Käse, die Wüste und Toblerone.

Er wollte tanzen wie Fred Astaire, singen wie die Callas, malen wie Cézanne, Briefe schreiben wie Balzac, swingen wie Duke Ellington, und zum Lachen und Weinen bringen wie Chaplin. Genies waren seine Schule. Sie formten seine Ansprüche und lockten den jungen Einsiedler in die Welt hinaus. Jedes Talent und jede Begabung wurde mit diesen Größen verglichen und oft auch daran gemessen. Das war nicht immer einfach, und bestimmt hatte auch der eine oder andere aufstrebende Autor unter diesen Erwartungen zu leiden.

Da er seinen eigenen Ambitionen nicht gerecht werden konnte, holte er sich Verstärkung bei Autoren und Künstlern, ihren Texten und Zeichnungen – und natürlich bei seinem alten Freund Ruedi Bettschart. Keel, der Verleger mit der ruhigen Stimme, den Jeans und den halbhohen Stiefeln, erinnerte eher an einen Filmproduzenten als an einen Intellektuellen.

Er war geschmeidig in seinen Überlegungen, schweizerisch genau in seinem Handeln. Und er war besonders stolz auf seine tüchtige Mannschaft, die ein Gespür hatte, wann man ihm etwas zeigen durfte und wann man ihn auf keinen Fall stören sollte. Dabei zeigte er sich bescheiden und neugierig. Er nickte höflich, wenn ihm guter Rat sinnvoll schien und inspirierte weltmännisch, bis ein Buch, ein Projekt, bis das Programm dort war, wo er es haben wollte.

Es gibt möglicherweise gar nicht so viel am Tod auszusetzen, außer, dass wir nun furchtbar traurig sind. Und dass jeder einem sagt, man werde erst richtig erwachsen, wenn man beide Eltern verloren hat, ist auch nicht gerade ein Trost. Bis unsere Mutter starb, wollte unser Vater nichts vom Tod wissen. Dafür jammerte er gerne, dass man sich, so lange er am Leben sei, Zeit nehmen solle – Zeit nehmen für ihn, den Verleger. Viele von Ihnen, die heute hier sind, haben sich eine Menge Zeit für Daniel Keel genommen. Auch wenn er so tat, als wäre es damit nicht getan, war er Ihnen unglaublich dankbar dafür. Das weiß ich, weil er dies immer den anderen, und nicht denen, die es hätten hören sollen, gesagt hat. Ich glaube, es gibt wenige alte Menschen, wenig alte kranke Menschen, die so viel echte Aufmerksamkeit, so viel herzliche Betreuung erfahren durften, wie unser Vater. Doch es war uns immer klar, dass einer wie er, wenn er einmal nicht mehr in der Lage sein würde zu arbeiten, keine Lust mehr hat auf das gute Leben.

Die prägendste Erinnerung an meinen Vater ist der Bleistift in seinem Mund. Er las und las, in der Stadt, auf dem Land, in den Ferien, und hörte den ganzen Tag Musik. Je nach Stimmung Jazz, viel Armstrong, oder Klassik, Mozart und Schubert. Dazu tat er, was heute weltweit als ungesund gilt: rauchen und trinken. Wenn er das Manuskript einmal zur Seite legte, durfte ich auf seinem Schoss sitzen. Ich fand meinen Vater lustig. Seine Brille, den Bürstenschnitt, seinen frechen Blick und den kratzigen Pullover von Tante Agnes. Überhaupt kratzte es, wo ich hinlangte. Am interessantesten fand ich sein Kinn. Es stimmt sicher, dass mein Bruder und ich eine große Verantwortung und ein paar Bilder geerbt haben, aber wir staunen vor allem über den Bartwuchs, den wir von Papa Keel mit auf den Weg bekommen haben. Und dann war da auch immer dieser Respekt vor dem Mann auf der Ledercouch in dem verqualmten Zimmer, der nicht gestört werden wollte. Er schrie andauernd: Ruhe! Wenn es nicht so viele Diogenes Bücher gäbe, dann wäre unser Vater einmal mit uns angeln gegangen. Hätte er nicht permanent an seinem Verlag gebastelt, dann hätte er einmal einen Nagel mit uns eingeschlagen. Auch mochte er nichts von einem Besuchstag in der Schule, einer Verletzung im Garten oder den Gebühren für das Klassenlager wissen. So verstrich die Kindheit und die Jugend. Und der Verlag, die Barthaare und wir zwei Buben wuchsen unvernünftig schnell heran.

Dani, wie wir unseren Vater nennen sollten, hatte aber auch die andere Seite. Kaum waren wir nicht mehr doofe Kinder, kaum konnten wir etwas Anständiges oder Unanständiges aus unserem Leben berichten, interessierte er sich für jedes Detail. Er rief uns fast täglich an. Das Telefon war wie eine Droge in unserer Familie. Auch wenn er uns früh mahnte, geistig und finanziell unabhängig zu werden, war er großzügig und unterstützte uns in unseren Bestrebungen, wenn

diese ihm einigermaßen sinnvoll erschienen. Auch war es ein Glück, dass mein Vater meine Arbeit schätzte, er sich sogar manchmal derart fest hineindachte, dass ich Acht geben musste, dass es nicht plötzlich seins war.

Bei den Keels war immer etwas los. Im Verlag, in der Galerie, im Atelier und zu Hause. Unser Vater wünschte sich, dass wir Söhne seine Autoren kennen lernen. Auch wenn wir weit weg von zu Hause waren, sollten wir ihre Manuskripte lesen, seine Meinung teilen, und die Autoren mögen. Lassen wir das. Aber ich darf sagen, dass wenn es um Stil und Geschmack ging, mein Vater und ich fast immer gleicher Meinung waren. Es gab mindestens zwanzig Abendessen mit Gästen jeden Monat in unserem Haus und mindestens nochmal so viele große Anlässe jedes Jahr. Und dennoch sagte mein Vater bei jeder Gelegenheit, dass ihm Feste zuwider seien, dass niemand seine Bücher kaufe und er fast kotzen müsse, weil er nur noch Armani und Rolex höre. Unsere Eltern haben sich der Kunst und ihrer Arbeit in einem Ausmaß verschrieben, das sie die letzte Kraft gekostet hat.

Aber das kümmerte niemand. Wenn der Drache fliegt, denkt man nicht an den Sonnenuntergang. Pausenlos wurde geredet und gelacht.

Die Leidenschaft, die einfach macht. Unsere Familie liebte gute Geschichten. Die der Autoren, aber auch unsere eigenen. Meine Mutter konnte erzählen und fragen. Mein Vater war der geborene Zuhörer und darum der beste Verleger.

Neben allen Zitaten, Lao Tse und so, die einem nicht ganz so fleißigen Leser in dieser nicht ganz so einfachen Zeit in den Sinn kommen, passt dieses italienische Sprichwort, das mir meine Mutter mit auf den Weg gegeben hat, gerade am besten: »Era meglio quando era peggio.« Und das heisst (es hat Jahre gedauert, bis ich es verstanden habe): »Es war besser, als es schlimmer war.« Für die verrückten Jahre mit meinen Eltern passt dieser Satz wie die Faust aufs Auge. Als sie da waren, war es aufregend, aber auch beängstigend, auf jeden Fall das Gegenteil von dem, was Außenstehende dachten. Aber dafür war es lebendig und – eben – weniger langweilig.

Mein Vater war ein herzensguter Mensch. Er meinte, was er sagte, er pflegte, was er mochte, und er wusste, was er wollte. Wenn er nicht wusste, was er sagte, stand man einem Wesen gegenüber, das unberechenbarer nicht hätte sein können.

Wahrscheinlich denkt jeder Sohn, es sei schwierig, einen schwierigeren Vater zu finden. Und auch wenn es immer noch einen schwierigeren gibt, hat dieser Glaube etwas Tröstendes. Das Verhältnis zu meinem Vater war bestimmt kein einfaches, aber es war auch nicht komplizierter als jede große Freundschaft.

Meine Eltern sind die einzigen beiden Menschen, mit denen ich mein Fragebuch *All About Me* ausgefüllt habe. Das war vor zwei Jahren, als es ihnen beiden sehr schlecht ging. Meine Mutter brauchte für hundert Seiten Fragen zwei, mein Vater fast fünf Wochen. Ich musste seine spontanen Antworten, die meistens besser waren, permanent redigieren. Sein ganzes Leben lang wollte er es recht machen. Sein Vater war so, und Jakob und ich im Grunde genommen auch. Hinten im Buch, erleichtert bei den leeren Seiten für die Notizen angekommen, bat mich mein Vater noch folgenden Satz aufzuschreiben: »Das Leben ist hart und bunt.« Dazu faltete er seine Hände. Dann schmunzelte er und fragte schelmisch, ob er nun die Antworten meiner Mutter lesen dürfe. Ich hatte Hemmungen, oder wenigstens meine Bedenken. Also verschoben wir es. Nach dem Tod meiner Mutter sprach er mich erneut darauf an. Es wurden ein paar heftige Abende. Gott sei Dank tranken wir ein Glas Wein dazu.

Der junge Verleger hatte keinen großen Plan. Aber Talent und Passion haben nun einmal den Drang, aus irgendeiner Enge herauszuwachsen und etwas zu riskieren. Obwohl mein Vater den Sport aus tiefster Überzeugung als etwas ausschließlich für beschränkte Menschen Faszinierendes betrachtete, war er doch selbst ein Spieler. Einer, der nicht an den Gewinn dachte, aber an den Erfolg glaubte. Und dieser ließ, das vergisst man leicht, lange auf sich warten. Keel und Bettschart brauchten die Geduld einer Klavierlehrerin und den Eifer eines Bibers. Auch wenn mein Vater seinen Verlag früh gegründet hatte, war er, wie er selbst von sich sagte, ein Spätzünder. Er fühlte sich lange nicht ernst genommen. Auch war er ein großer Angsthase und zischte bei jeder Sache: Pass auf! Selbst wenn ich das Fenster öffnete. Aber genau diese Mischung aus Angst und Kompromisslosigkeit war es, die ihn antrieb.

Mit seinem Werk, diesem monumentalen Garten an Literatur, wollte der geniale Sucher und Finder es uns, aber auch allen Lügner, Schmierern, Pseudos, Konkreten und Wichtigtuern, gemeinen Feuilletonisten, Geldmenschen und Mitmachern, den Korrupten und Entpuppten, allen wollte er es zeigen.

Was machen wir nun mit all den Geschichten, Erzählungen und Anekdoten? Wohin mit den Einsichten, den Ausichten und der Welt, den Gletschern, den Diktatoren, den DJs, den Walfängern, den Krankheiten, der Wirtschaft, dem Euro und Somalia, dem Dollar und dem Suter, Ungerer und dem Süskind, den Chinesen und den Griechen, dem kleinen Nick und Schlink, dem Islam, Israel und Lorient, Papst Benedikt und Coelho, der Dürre, Dürrenmatt und der Dörrie, dem Frühling und Fellini, dem Somerset Maugham, dem Herbst, der Donna Leon und dem de Winter? Es muss doch weitergehen. Das Programm, die Vorschau, eBooks, Amazon, Readers, Smartphones, Facebook, Twitter? Alles ist da, nur eines nicht: die Ruhe zum Lesen.

Man mag denken, die Tradition sei der Tod der Zukunft. Daniel Keel sah es etwas anders – und wir schließen uns dem gerne an. Und so freuen wir uns auf alles, was noch kommt, egal, wie mühsam der Weg sein wird. Gute Bücher und ihre Leser, das Glück und ein gewisser Geist, aber vor allem der Segen derer, die unserer Familie und diesem unheimlichen Unternehmen so lange die Treue halten, sind es, die weiterhin für die Unabhängigkeit und Beständigkeit von Diogenes sorgen. Wir danken Ihnen von ganzem Herzen für Ihr Vertrauen, das Sie unserem Vater, Freund und Verleger, unserer Mutter, unserem Freund und Partner Ruedi Bettschart, unserer Familie und Diogenes entgegenbringen.

Eine halbe Stunde, bevor mein Vater starb, geschah etwas Seltsames. Die letzte kleine Geschichte. Meine Freundin Josephine und ich betraten gegen 9 Uhr Abends an der Lexington Avenue in New York das Restaurant Nirvana. Ich hatte dort einen Tisch für ihren Geburtstag reserviert. Seit Jahren fragt sie, ob wir nicht mal Indisch essen könnten? Leider gefiel es uns nicht im Nirvana. Wir entschuldigten uns und fuhren mit einem Taxi davon. Als wir in einem anderen Restaurant anstoßen wollten, rief Jakob an und bat uns, mit dem nächsten Flug nach Hause zu kommen.

Die liebe Josephine. Sie und ihre Familie haben einiges mit uns erlebt die letzten Jahre.

Auch wenn Daniel Keel das nie zugegeben hätte, er hatte ein wunderbares Leben. »Was immer du tust, du wirst es bereuen.« Mit einem Lächeln und diesem Zitat von Sokrates traf er die meisten Entscheidungen. Wahrscheinlich auch die, Kinder zu haben. Ich bin froh, dass es meinen Bruder Jakob gibt. Auch wenn er lieber in Manhattan ist, er hat auf uns aufgepasst, auf diese komische Familie. Und ich bin genauso froh, dass es den einmaligen Ruedi Bettschart gibt, der immer wie ein Vater zu uns allen war.

Daniel Keel und Ruedi Bettschart wünschen sich, dass es mit Diogenes weitergeht. Anna Keel wünschte sich das auch – und, dass wir ihre Bilder nicht vergessen. Dafür wollen wir sorgen.

Lieber Dani, früher hätte ich Dir oder Anna diese Sache hier vorgelesen und Dich gefragt, was Du davon hältst. Aber ich weiß auch ohne Deinen Rat: Hätte ich heute nichts gesagt, wäre es nicht recht gewesen. Nun habe ich etwas gesagt, und das ist sicher auch nicht recht. So oder so, dass Anna und Du nicht mehr hier seid, macht uns sprachlos.

Ich weiß nicht, wie es da oben ist, denn bei Beerdigungen geht es ja erst einmal nach unten. Aber wir denken an Euch, Ihr werdet uns immer fehlen.



Rudolf C. Bettschart, Donna Leon, Daniel und Anna Keel am gemeinsamen 70. Geburtstagsfest, 2000



Daniel und Anna Keel, 1970er-Jahre



Daniel Keel und Georges Simenon, 1977



Daniel und Anna Keel mit ihren Söhnen Jakob und Philipp, 1970er-Jahre



Daniel Keel, portraitiert von Friedrich Dürrenmatt, 1981



Daniel und Anna Keel mit Friedrich Dürrenmatt, 1986



Daniel Keel, Monika Bär-Bettschart, Rudolf C. Bettschart und Anna Keel in Rom, 1976



Jakob Keel hält eine improvisierte Rede am 65. Geburtstag von Friedrich Dürrenmatt, 1986





Das erste Verlagssignet
gezeichnet von Daniel Keel

Daniel Keel im Gespräch mit Martin Meggle

Eigentlich wollte ich nie Verleger werden

Ein kleines Häuschen auf dem Lande in der Nähe von Zürich war Daniel Keels Rückzugsort. Hier konnte er in aller Ruhe lesen, begleitet vom Bimmeln der Kuhglocken, und hier fand 1998 auch dieses bislang unveröffentlichte Gespräch statt, in dem der Diogenes Verleger aus seinem Leben erzählt und dabei einen weiten Bogen schlägt – von seiner Kindheit, seinen verlegerischen Überzeugungen, Beinah-Pleiten und Erfolgen bis hin zu Spaghetti und gutem Rotwein.

Martin Meggle: Sie sind ein Verleger, der seinen Erfolg nicht in der Öffentlichkeit zelebriert, sondern lieber zurückgezogen agiert, diskret.

Daniel Keel: Ich bin gern im Hintergrund und ziehe dort die Fäden.

Sie pflegen eine persönliche Beziehung zu Ihren Autoren.

In meinem Fall deckt sich die Sympathie für das Buch mit der Sympathie für den Schöpfer. Letztlich lebt man ja mit den Autoren. Man sieht sie zwar nur selten, aber einmal im Jahr kreuzen sie alle auf. Dann gehen wir zusammen essen oder laden sie zu uns nach Hause ein. Vertrauen zwischen dem Autor und seinem Verleger ist wichtig, damit das Klima entsteht, in dem ein Werk gedeihen kann.

Haben Sie bisher gern Interviews gegeben?

Nein. Früher war ich schweißgebadet, wenn ein Journalist kam.

Sind Sie menschenscheu?

Ja, sehr! Aber manchmal kann ich es mir nicht leisten. Ich habe einen Horror vor der nächsten Frankfurter Buchmesse, weil die Schweiz Gastland ist und besonders beachtet wer-

den wird. Meistens treffe ich meine Kollegen im Hotel. Ich gehe nirgendwo hin. Mir ist die Messe zu groß und zu lärmig.

Reisen Sie gern?

Ich bin immer gern und viel gereist. Aber in letzter Zeit gibt es immer mehr zu tun. Der Erfolg bringt auch Arbeit mit sich.

Gäbe Ihr Leben Stoff für einen Roman her?

Nein. Für Außenstehende ist mein Leben furchtbar langweilig, ähnlich dem Leben von Autoren, die nur schreiben.

Welchen Traum haben Sie sich noch nicht erfüllt?

Nochmals mit dem Auto ein paar Wochen ziellos durch die südfranzösische und andalusische Provinz zu fahren.

Was hindert Sie daran?

Dass ich nicht mehrere Wochen weggehen kann.

Sind Sie unentbehrlich?

Nein, es ist einfach zu viel zu tun. Und ich müsste es teuer bezahlen. Die Manuskripte würden sich stapeln. Im Jahr bekommen wir rund 2000 bis

3000 unverlangt eingesandte Manuskripte, in die man hineinschauen muss. Es könnte ja etwas dabei sein. Aber im Schnitt ist nur jedes dritte oder vierte Jahr ein Buch darunter, das wir drucken können oder wollen.

Können Sie das näher erläutern? Wie trennen Sie das Spreu vom Weizen?

Die wirklich Guten und Schlechten erkennt man schnell. Die mittleren Autoren, die nicht schlecht sind, aber auch nicht richtig gut, sind die Zeitraubendsten. Immer hofft man, jetzt kommt es endlich. Aber dann zerkrümelt die Geschichte. Die Lektorinnen erzählen mir oft, die ersten vierzig Seiten sind etwas mühsam, aber nachher wird es spannend. Das ist nicht gut! Vierzig Seiten, das ist schon viel. In der Literatur sind die ersten Sätze oft entscheidend – wie bei *Anna Karenina*. So erging es mir auch mit Ingrid Noll. Die Lektorin sagte, lies die erste Seite!

Es gibt viele Autoren, die große Stilisten sind, aber die nichts zu erzählen haben. Die konstruieren und kopflastig und langweilig sind. Aber wenn einer erst einmal einen Namen hat,

kann er machen, was er will, und viele schlechte Bücher schreiben.

Was ist für Sie entscheidend, wenn es um anspruchsvolle Kunst geht?

Große Kunst setzt emotional etwas in Bewegung. Wenn ich etwas Geniales von Mozart, Beethoven oder von Schubert höre, rührt mich das zu Tränen. Echte Kunst hat immer auch eine kulinarische Seite.

Folgen Sie einer bestimmten Maxime bei der Beurteilung eines Buchs?

Man muss versuchen, es so zu lesen, als hätte man nie vorher eines gelesen. Man muss sich eine gewisse Unschuld, eine Unbefangenheit und kreative Naivität bewahren. Die Kritiker sind so verdorben vom vielen Mist-Lesen, dass sie nicht mehr wissen, was gut und was schlecht ist. Es gibt nur wenige Kritiker, die ein unbefangenes Urteil abgeben.

Empfinden Sie den erstaunlichen und anhaltenden Erfolg ihres Verlags manchmal auch als eine Last?

Ja. Erfolg ist auch lästig. Darum habe ich meinen Verlag nicht Keel-Verlag

genannt. Ich habe befürchtet, dass mir die Leute irgendwann schreiben würden, wie Herrn Rowohlt und Herrn Piper. Hinter Diogenes kann ich mich verstecken.

Was zieht Sie immer wieder auf diesen Bauernhof in die ländliche Abgeschiedenheit?

Hier auf dem Land arbeite ich besser als in der Stadt, weil ich in Ruhe gelassen werde. Gott sei Dank kann niemand meine Telefonnummer herausfinden.

Aber dieses permanente Gebimmel der Kühe, geht Ihnen das nicht manchmal auf die Nerven?

Daran bin ich gewöhnt. Ich bin auf dem Land mit Glocken aufgewachsen und kann sogar gut dabei schlafen. Misten, melken, heuen, Kartoffeln setzen und ernten – das habe ich früher alles gekonnt.

Was bedeutet für Sie Luxus?

Nichts. Außer, dass ich hin und wieder in ein anständiges Hotel gehen kann. Ich koste nicht viel, was Kleidung und Essen anbelangt. Ich esse

wenig. Anna, meine Frau, kocht jeden Tag Spaghetti, wir führen kein Luxusleben. Wir haben viel Besuch, aber da gibt es auch Spaghetti und vielleicht einen Fisch, und fertig. Ein paar gute Flaschen Bordeaux sind mein ganzer Luxus. Die bekomme ich aber meistens zum Geburtstag geschenkt.

Bedeutet Ihnen Mode etwas?

Mode interessiert mich sehr, weil ich als gescheiterter Maler ein sehr optischer Mensch bin. Aber in den Modemagazinen blättere ich mit viel Verdross, weil ich die Models so hässlich finde. Sie sind das Gegenteil von Eleganz. Sie werden geschwärzt im Gesicht. Sie sind mager, haben keinen Busen, keinen Hintern. Sie sind schlecht fotografiert, ganz bewusst verwackelt, flau.

Ich gehe ungern einkaufen, »shoppen«, was ja viele Frauen lieben. Ich hasse diese Verkäufer, die einem sagen, das trägt man aber schon lange nicht mehr, was Sie da anhaben. Jetzt trägt man Bundhosen. Ich sage, mir gefallen die Bundhosen nicht. Ich hätte



Daniel Keel 1950 als junger Buchhändler in der Zürcher Buchhandlung Orell Füssli. Daniel Keel steht Hildi Hess in ihrem Atelier in der Mühlebachstraße Modell, 1953.

gern einen normalen Schnitt. Dann belächeln sie einen und stellen einen bloß. Oder umgekehrt: Ich ziehe eine Hose an oder ein Hemd, das mir zu groß ist, eine Hose, die mir um den Hintern flattert, und der modisch angezogene, aber in meinen Augen äußerst schlecht gekleidete junge Mann sagt: Das steht Ihnen ausgezeichnet. **Besitzdenken ist Ihnen fremd?**

Besitz ist mir lästig. Besitz macht abhängig. Den Namen Diogenes habe ich gewählt, weil er nichts brauchte. Niemand weiß, ob die Geschichte mit der Tonne wahr ist. Es kann ja auch symbolisch sein. Die Athener nannten ihn den Hund. Er hat so gelebt, als wenn er die Wäsche nicht wechseln würde. Das ist alles nicht wichtig. Wichtig ist, was man denkt.

War Diogenes ein Intellektueller?

Er war ein echter Intellektueller. Aber er hat sich nicht so benommen wie heute ein Intellektueller, der auf Kongresse geht, an Preisverleihungen teilnimmt und sich sponsern lässt.

Lesen Sie gern?

Eigentlich nicht. Ursprünglich war ich ein schlechter Leser ohne große Lesebildung. Ich war über acht Jahre Buchhändler. Aber ich muss gestehen, dass ich damals nicht viel gelesen habe. Dürrenmatt war mein Lieblingsautor. Auch Autoren wie Kästner und Hildesheimer mochte ich sehr. Hildesheimer hatte das Buch *Lieblose Le-genden* geschrieben, das sich verkaufte wie warme Semmeln.

Wie funktioniert Ihr Verlag? Haben Sie ein System?

Wir haben ein altmodisches System, denn der Verleger hat das Sagen. Schon immer habe ich das Programm letztlich allein verantwortet. In vielen großen Verlagen ist der Chef, der Inhaber, der Verlagsleiter ein Geschäftsmann, ein Manager, der das Lesen, das heißt, die Hauptsache, delegiert. Man schickt die Lektoren zum Einkauf auf die Messen. Es werden horrenden Vorschüsse gezahlt, an denen schon mancher Verlag verblutet ist. Das Programm wird von verschiedenen Leuten

zusammengebastelt. Der Verleger nickt nur und sagt: Okay, mach mal. Früher haben die Verleger das Programm bestimmt, nicht die Lektoren oder die literarischen Berater.

An welche Verleger denke Sie da?

Der alte Rowohlt zum Beispiel begeisterte sich für einen Tucholsky. Bis zum Schluss hat er seine Autoren gefördert und gepflegt. Das ist heute nicht mehr selbstverständlich. Als Verleger reicht es nicht, die Bücher bloß zu drucken und zu schauen, was passiert. Das ist zu wenig.

Nehmen Sie auch Einfluss auf die Gestaltung Ihrer Bücher?

Ja. Auch die Umschläge bestimme ich. Lange habe ich das ganz allein gemacht. Die Entscheidung liegt immer noch bei mir. Aber die Lektorinnen helfen mir, Motive zu finden.

Von den Italienern habe ich mir abgeschaut, alte und neue Bilder von Malern auf den Umschlag zu setzen. Bilder, die nicht unbedingt die Geschichte, den Plot, aber die Stimmung, die Atmosphäre wiedergeben.

Daniel Keel auf einer Exkursion an die Ostsee, 1949



Anfang der 1960er-Jahre in New York und in Spanien

Wie sieht eigentlich der Schreibtisch des Verlegers Daniel Keel aus?

Am Anfang habe ich alle Briefe liegen gelassen, weil ich mir nicht sicher war, was ich sagen wollte. Ich bin dem ausgewichen. Es war mir zu schwierig.

Wie haben Sie das Chaos letztlich bewältigen können?

Fellini hatte immer einen leeren Schreibtisch. Er hat seine Post sofort erledigt, alles weggeschmissen, der Sekretärin diktiert. Wirklich wichtige Briefe hat er in die Tasche gesteckt und drei Tage mit sich herumgetragen, bis sie antwortreif waren. Ich sagte mir, diese Methode kannst du dir von Fellini abschauen, um die Post sofort zu erledigen. Bei Dürrenmatt hat mich beeindruckt, dass er einfach keine Briefe mehr beantwortete. Er sagte: Das kostet mich zu viel Zeit.

Ich schreibe langsam und nicht gut. Mich kostet das Briefeschreiben drei Wochen, weil ich so ein Pingel bin. Wenn ich schon schreibe, dann muss es sitzen.

Wie kommunizieren Sie denn am liebsten mit Ihren Autoren?

Ich bin ein furchtbarer Telefonierer. Einen Großteil meiner Zeit verbringe ich mit den Autoren am Telefon. Mir geht der Briefwechsel auch zu langsam. Ich bin sehr ungeduldig und sehr nervös. Ich mag das Gespräch, die spontane Reaktion, bei der ich sofort weiß, was der andere meint.

Was ist für Sie die Todsünde eines Autors?

Schlecht oder überhaupt nicht zu schreiben. Sogenannte Autoren, die sagen, ich schreibe mal einen Roman, ich habe da eine Idee für einen Film oder ein Theaterstück. Das sind Kafkahausliteraten. Ich habe viele Mochtegenkünstler kennengelernt.

Die Begegnung und Zusammenarbeit mit Federico Fellini hat Spuren in Ihrem Leben hinterlassen...

Fellini ist neben Dürrenmatt eines der wenigen Genies, die ich kennengelernt habe. Er spielt in meinem Leben eine große Rolle. Er sagte: In den Filmen sage ich die Wahrheit, im Leben bin ich ein Lügner. Er hat sich gern versteckt, er war ein großer Legen-

denbilder. Und es hat mir immer imponiert, wie er seine Spuren verwischt – aus Spieltrieb.

Verspüren Sie gelegentlich auch die Lust, Ihre Spuren zu verwischen?

Ich habe nicht so viel zu verwischen wie Fellini. Keiner wusste genau, wie Fellinis Alltag aussah. Das war nur anders, wenn er einen Film drehte, dann waren immer 200 Leute um ihn herum. Es war wie im Zirkus.

Was bewundern Sie besonders an seinen Filmen?

Bei Fellini kann man über die traurigsten Sachen immer auch lachen. Ich liebe tragikomische Werke. Gibt es etwas Schöneres, als die Leute zum Lachen zu bringen? So ähnlich hat es auch Fellini gesagt. Für mich ist Humor nicht Fasching oder Karneval, wo man sich auf die Schenkel klopf und den ganz Tag herumhüpft. Humor ist eine geistige Haltung. Meine Autoren sind mit wenigen Ausnahmen humorvoll.

Fellini hat übrigens auch gezeichnet...

Mit Zeichnungen und Cartoons haben Sie ja begonnen.

Die ersten acht Jahre habe ich fast nur Zeichner verlegt. Der erste war der englische Cartoonist Ronald Searle, Paul Flora und Loriot kamen früh dazu. Ich interessierte mich damals mehr für bildende Kunst als für Literatur.

Steckt in Ihnen eine Künstlernatur?

Bis ich zwanzig war, versuchte ich zu malen. Ich war der Meinung, ich sei ein Künstler, ein malender, eine Weile auch ein schreibender, habe drei Gedichte geschrieben, zehn Zeilen eines Romans und etwa sieben Bilder gemalt. Dann merkte ich, dass das nicht mein Leben, mein Beruf sein konnte, weil ich kein Talent hatte. Ich wäre ein falscher Künstler geworden, ein Monkey-Artist.

Als Sie als Verleger anfangen, was war da Ihr Ziel?

Ich muss gestehen, dass ich kein konkretes Ziel hatte. Aber man muss schon eine gewisse Portion Geschäftstüchtigkeit mitbringen und realistisch rechnen bzw. spielen können. Abge-

sehen von den Inhalten der Bücher ist auch das geschäftliche Spiel reizvoll wie im Casino. Es geht dabei aber nicht darum, ob man Geld verliert oder gewinnt, sondern darum, einen Autor zu fördern, dem man im Moment wenig Chancen ausrechnet, der vielleicht zu früh da ist – man muss etwas riskieren. Schließlich ist jeder einmal unbekannt gewesen. Einen Autor nicht nur entdecken, sondern ihn auch bekannt machen – das ist die edelste Aufgabe des Verlegers, das Schönste an diesem Beruf. Aber die meisten Menschen sind Gewohnheitstiere und scheuen das Risiko.

Als Verleger sind Sie zusammen mit Ihrem Kompagnon Rudolf C. Bettschart viele Risiken eingegangen.

Wir sind beide relativ unschweizerisch, Abenteurer eigentlich. Bettschart ist sehr großzügig und risikofreudig. Ich bin eher zu vorsichtig in materiellen Dingen. Aber nicht beim Programm, da habe ich immer wieder etwas ausprobiert.

Stand Ihr Verlag jemals kurz vor dem Untergang?

Dreimal waren wir von der Pleite bedroht. Einmal drängte uns die Bank, ein verklausuliertes Papier zu unterschreiben, was bedeutet hätte, dass wir die Firma verlieren. Ich habe nicht unterschrieben und gesagt, wir stellen uns auf den Kopf, um den Laden zu behalten.

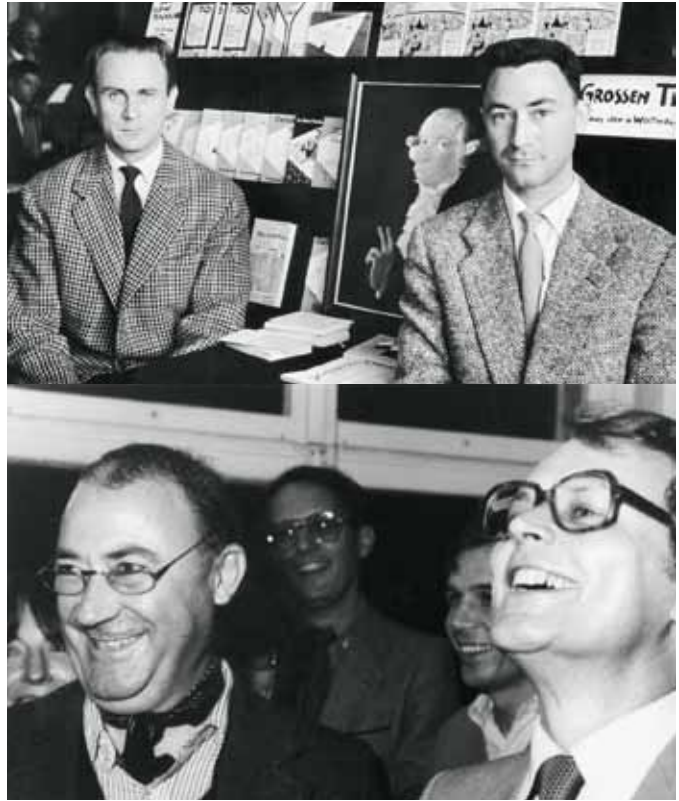
Der Diogenes Verlag behauptet bis heute seine Unabhängigkeit. Eine Leistung, für die Sie von vielen bewundert werden.

In New York gibt es kaum noch Verlage, die konzernfrei sind. Hier gibt es zwar neue, kleine Verlage, die es aber nicht leicht haben, vor allem wegen des Vertriebs und der Werbung. Die Konzerne sind mächtig, sie können so hohe Vorschüsse zahlen, wie sie wollen, und kaufen zusammen, was sie können von den Verlagen aus den 50er-, 60er-Jahren. Rowohlt, S. Fischer – alle sind aufgekauft, auch viele alte Schweizer Verlage. Damit haben wir nichts zu tun. Uns geht es im Moment so gut wie noch nie. Wir haben Reserven, eine saftige Backlist.



Daniel Keel und Federico Fellini auf dem Set von ›Amarcord‹ in Cinecittà, Rom, 1973.
Daneben: Mit Freund und Geschäftskompagnon Rudolf C. Bettschart, 1977

Loriot und Daniel Keel treffen sich zum ersten Mal auf der Frankfurter Buchmesse, 1954.



Wie reagierten Sie eigentlich damals, als Ihnen das Manuskript von Patrick Süskind, *Das Parfum*, angeboten wurde, das zum Bestseller wurde und einen Meilenstein in der Verlagsgeschichte darstellt?

Ich sagte zu Süskind, wir verkaufen 50 000. Süskind meinte: Sie sind verrückt, das Buch ist zu kompliziert. Wer interessiert sich für Parfumbrikationen? 5 000 genügen. – Wir haben Millionen verkauft.

Wenn in der Zeitung steht, dieser Bestseller ist nach dem typischen Muster gestrickt – dieses Muster existiert nicht. Sonst gäbe es nur Grisshams, nur Bestseller. Gott sei Dank gibt es kein Erfolgsrezept. So kann man weiterspielen.

Wie soll es nach Ihnen weitergehen? Haben Sie die Nachfolge geregelt?

Weil wir jetzt schon 68 sind, werden wir ständig danach gefragt. Wir haben noch nie so viel Lust gehabt weiterzumachen. Man könnte ja sagen, man soll aufhören, wenn es am schönsten ist. Aber was mache ich dann? Das ist mein Lebensinhalt.

Haben Sie als Verleger eine Philosophie?

Meine Philosophie ist es, Autoren durchzuziehen, mich total einzusetzen für sie, alles zu machen, alle Rechte zu bekommen, wenn möglich.

Sachbücher machen wir nicht, weil ich nichts davon verstehe. Wir hätten den *Archipel Gulag* von Solschenizyn haben können. Aus politischen Gründen wollte der Anwalt einen Verlag in der Schweiz finden. Aber das war kein Roman, sondern ein wichtiges politisches, historisches Dokument, das nicht unbedingt bei uns erscheinen musste. Ich wollte mich nicht stören lassen. Außerdem durfte das Buch nicht vorher gelesen werden. Das ist gegen meine Auffassung. Bücher, die wir nicht zuerst begutachten können, mache ich in der Regel nicht. Man musste also die Katze im Sack kaufen. Das alles hat mir nicht gepasst, und ich habe abgesagt.

Wie hat Ihr Kompagnon darauf reagiert?

Bettschart fand das empörend. Er war stinksauer und sagte, wir hätten min-

destens eine Million verloren. Wir hatten ja immer Geldmangel, weil viele Bücher, die ich raushaute, nicht gingen. Es ist heute noch so, dass drei Viertel der Bücher in den roten Zahlen sind. Aber ein Viertel geht so gut, dass es alles andere mitfinanziert. Das sind, glaube ich, die Früchte dieser Philosophie, Autoren durchzuziehen. Wir haben viele Standbeine. Wirtschaftlich ist die Backlist enorm wichtig. Aber auch für das Gesicht des Verlags.

Was für Menschen waren Ihre Eltern? Wurden Sie streng erzogen?

Meine Eltern waren sehr fromme, katholische Leute. Ich gehöre nicht zu den Katholiken, die jammern, die Kirche habe ihre Kindheit verpfuscht. Ich bin nicht geschädigt. Meine Mutter kam eigentlich aus einer halbprotestantischen Familie. Ich hatte eine gute Beziehung zu meinen Eltern, obwohl wir viel gestritten haben. Sie waren mir zu konservativ. Wenn wir gemeinsam in der Kirche waren, habe ich auf dem Heimweg oft über die Predigt geschimpft. Und meine Mutter sagte dann, in jeder noch so schlechten Pre-

digst findest du mindestens einen guten Gedanken. Da kann man schlecht widersprechen.

Wie kamen Sie zum ersten Mal in Kontakt mit der Verlagswelt?

Ich habe immer Verlagsluft mitgeschnuppert. Mein Vater war sein Leben lang bei einem katholischen Schweizer Verlag angestellt. Er hat Schulbücher betreut und Gesangbücher für die Kirche. Meine Mutter war radikal. Sie hat alle Papiere verbrannt, Verträge, Manuskripte, Programme, weil es ihr lästig war im Haus. Sie sagte: Das brauchen wir nicht, Kunst ist überflüssig. Dabei war sie eine Künstlerin, ohne es zu wissen. Wenn sie sprach, war sie sehr poetisch, sehr komisch.

Wurden Sie im Verlag Ihres Vaters eingespant?

Als junger Mann habe ich in den Ferien bei meinem Vater im Büro ausgeholfen. Das war alles noch sehr bescheiden. Es ging darum, Texte aus Rezensionen auszusuchen, einen Prospekt zu entwerfen. Mein Vater hat auch Romane gedruckt, schwarz-katholische Romane, in denen es keine Scheidung, keine Trennung, keinen

Seitensprung gab. Die meisten Bücher, die ich später gedruckt habe, wären in seinem Verlag undenkbar gewesen.

Spürten Sie eine Berufung, Verleger zu werden?

Eigentlich wollte ich nie Verleger werden. Ich habe 1952 dieses eine Buch von Ronald Searle gemacht, *Weil noch das Lämpchen glüht*, als ich Buchhändler war. Dürrenmatt habe ich dafür gewinnen können, ein Vorwort zu schreiben, als Lokomotive, denn Searle war damals außerhalb Englands vollkommen unbekannt. Da habe ich Blut geleckt und wollte weitermachen. Es war zwar kein großer Erfolg, aber ich habe die Auflage von 3000 Exemplaren in zwei Jahren verkauft. Dann fing ich meine erste Taschenbuchreihe an, die eigentlich keine richtige war, weil die Bücher gebunden waren: die Diogenes Tabus. Gemeint war: Diogenes Taschenbuch.

Der Verlag ist organisch gewachsen. Im ersten Jahr habe ich ein Buch gemacht. Im zweiten wurde ich ins Handelsregister eingetragen. Dann wurde aus dem Hobby allmählich ein Beruf, eine Firma. Aber all das war ganz unernst und unorthodox.

Inwiefern?

Ich wollte einfach selbständig sein. Ich war zu faul, Sachen zu machen, die mir nicht gefielen. So kam mir die Idee, das auszubauen, aber ein Programm hatte ich noch nicht.

Acht Jahre lang saß der Verlag in einem möblierten Zimmer. Zuerst war ich allein, dann nahm ich mir eine halbe Sekretärin und mietete mir das Zimmer nebenan. Dann wurde aus der halben eine ganze Sekretärin. Geschlafen habe ich in demselben Zimmer. Die ersten anderthalb Jahre konnte ich von den fünf Büchern nicht leben. Darum habe ich halbtags in einem juristischen Fachverlag gearbeitet und Prospekte korrigiert, so dummes Zeug gemacht und 500 Franken im Monat verdient, von denen ich leben musste, bis nach drei bis vier Jahren Rudolf C. Bettschart dazustieß, mein Jugendfreund.

Wie kam es dazu?

Zunächst hat Bettschart als Freundeschaftsdienst am Abend meine Buchhaltung gemacht, die vorher nur aus einem Milchbüchlein bestand, in dem Einnahmen und Ausgaben erfasst wurden. Ich bin immer schon ein



Daniel Keel 1965 in seiner Galerie, die er zwischen 1960 und 1980 betrieb

Daniel Keel an seinem Schreibtisch, 2000



Daniel Keel mit seiner Ehefrau, der Malerin Anna Keel, 1984

schlechter Rechner gewesen. Er bot mir an, dass er die Buchhaltung des Verlags führen könnte, von der ich keine Ahnung hatte. Er war damals noch im Eisenhandel tätig. Als er bei mir in Zürich Autoren wie Tomi Ungerer und Loriot kennenlernte, sagte er, das ist ja viel spannender als in meinem Eisenhandel.

Und Ihr Verlag entwickelte sich weiter...

Wir sind dann schnell gewachsen und mussten aus der 5-Zimmer-Wohnung ausziehen, die ich gemietet hatte. Eines Tages kam Bettschart und sagte: Die Bilanz ist gut. Du kannst dir einen Gebrauchtwagen kaufen. Du musst jetzt nicht mehr in dem anderen Verlag dein Geld verdienen. Ein paar Jahre später wurde er mein Partner und mit 49% am Verlag beteiligt. Ich habe das Sagen, weil ich den Laden gegründet habe und den Inhalt bestimme.

Die jahrzehntelange erfolgreiche Zusammenarbeit mit Ihrem Kollegen Bettschart hat sicher auch den kontinuierlichen Erfolg Ihres Verlags begünstigt.

Mit Ruedi verbindet mich eine alte Freundschaft. Er ist ein genialer Organisator und lässt mich mein Programm machen. Außerdem hat Ruedi ein natürliches Urteilsvermögen, wenn er Bücher liest.

Ihre Freundschaft reicht zurück bis an den Anfang Ihres Lebens.

Wir sind am selben Tag geboren. Unsere Mütter waren befreundet und haben uns in Einsiedeln zusammen im Kinderwagen spazieren gefahren. Wir waren gemeinsam im Kindergarten und in der Schule.

Das klingt nach Fügung...

Bettschart behauptet, ich sei 2 Stunden und 20 Minuten älter. Ich weiß nicht, ob das stimmt.

Bettschart erzählt, Sie hätten sich als Kinder oft gestritten.

Und Ruedi hat ein gutes Gedächtnis! Ich kann mich überhaupt nicht erinnern. Ich weiß nur, dass wir bei den Pfadfindern in derselben Gruppe waren und dass er ein wunderbarer Freund war. Ruedi wird jetzt behaupten, wir hätten uns schon im Kinder-

garten gestritten. Ich behaupte, dass ich frühzeitig aus dem Kindergarten weggelaufen bin. Am Schluss weiß kein Mensch mehr, was war.

Haben Sie einen Spitznamen?

Im Verlag gibt es vielleicht heimlich einen Spitznamen. Benutzt werden oft nur die Initialen. Ich bin »dk«, und der Bettschart ist »RCB«. Bei den Pfadfindern nannten sie mich Mickey, nach Mickey Mouse, weil ich diesen Sinn für Grotteskes und Komisches hatte. Dafür habe ich immer noch einen besonderen Nerv.

Hatte Ihre Vorliebe für Humor und Satire für den Verlag Konsequenzen?

Wir haben eine lange Zeit darunter gelitten, ein sogenannter Humor-Verlag zu sein, weil ich die ersten Jahre nur Karikaturen gemacht habe und Zeichnungen. Das war wie ein Makel im deutschen Buchhandel. Als wir dann mit Literatur anfangen, wollte man uns das weniger abnehmen als einem Suhrkamp oder Hanser Verlag. Das E- und U-Denken ist etwas Verheerendes, über das ich mich hinweggesetzt habe.

Was glauben Sie, wie andere Verleger über Sie denken bzw. was Ihren Ruf unter Verlegern ausmacht?

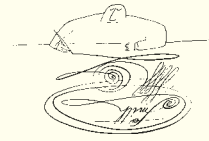
Ich weiß nicht, ob sie mich wirklich ernster nehmen oder ob sie nur beeindruckt sind von unseren Bestsellern. Aber ich habe eigentlich nie darauf spekuliert, auf den Bestsellerlisten zu landen wie Verleger, die ungelesen Bestseller aus Amerika einkaufen und hoffen, dass das bei ihnen auch so viel bringt. Ich habe weder mit großen Vorschüssen noch mit Ahnungen Bestseller gemacht, sondern immer mit Büchern, zu denen ich sowieso gestanden habe, die ich selbst gern gelesen habe. ● © Martin Meggle, 1998



Zeichnung von Daniel Keel, 1954

Lustig ist das Verlegerleben

Briefe von und an Daniel Keel
Diogenes



336 Seiten, Klappenbroschur
ISBN 978-3-257-05620-4

Briefe von und an Daniel Keel
»Eine vergnügliche Lektüre. Eine große Verlegerpersönlichkeit.« NZZ

Zwei Freunde, ein Verlag

Für Rudolf C. Bettschart und Daniel Keel zum 80. Geburtstag
Diogenes



288 Seiten, Klappenbroschur
ISBN 978-3-257-05619-8

Die Festschrift zum 80. Geburtstag von Rudolf C. Bettschart und Daniel Keel, die im Oktober 2010 erschien.

Diogenes

Eine illustrierte Verlagschronik 1952 – 2002 mit Bibliographie
Aufgezeichnet von Daniel Kampa



992 Seiten, Klappenbroschur
ISBN 978-3-257-05600-6

50 Jahre Diogenes: eine Verlagsgeschichte in Bildern und Büchern. Mit über 1600 Illustrationen und einer Gesamtbibliographie aller erschienenen Diogenes Bücher 1952 – 2002.

»Zwischen U und E passt immer noch ein D: Dafür sorgt der Diogenes Verlag.«

Felicitas von Lovenberg/FAZ

Pressestimmen zum Tod von Daniel Keel

»Er war ein Verleger aus Leidenschaft, dem das Kalkül stets fremd geblieben war. So war er denn als Verleger weniger der Geschäftsmann als vielmehr ein genauer, hellhöriger und wohl auch schneller Leser. Dankbar, mit Hingabe, aber ebenso fordernd wie fördernd.

Ohne davon ein großes Aufheben zu machen, hat er die Grenzen zwischen Unterhaltungs- und ernster Literatur beiseitegewischt. Und vielleicht wie keinem Verleger zuvor ist es ihm gelungen, aus seinen Büchern einen wiedererkennbaren Markenartikel zu machen.

Daniel Keel zählte zu den bedeutendsten Verlegerpersönlichkeiten der vergangenen Jahrzehnte.«

Roman Bucheli/Neue Zürcher Zeitung

»Was bleibt von Daniel Keel? Nicht nur eine schier unübersehbare Menge an großartigen Büchern. Nicht nur Autoren, die er gefunden oder erfunden hat. Nicht nur ein Unternehmen, das in der Branche einzigartig dasteht. Keel hat etwas geschaffen, wovon die meisten Verleger nur träumen: einen unverwechselbaren ›Brand‹. Diogenes-Titel sind die, nach denen der eilige Kunde im Laden oder am Bahnhof greift, weil er der Marke vertraut. Sie werden gekauft und gelesen, allein weil es Diogenes-Titel sind. Auch das ist Daniel Keels Werk.«

Martin Ebel/Tages-Anzeiger, Zürich

»Nicht nur inhaltlich gab er seinem Verlag ein unverwechselbares, verschmitzt lächelndes Gesicht. Er etablierte die Marke Diogenes bereits zu einer Zeit, als im Verlagswesen noch niemand an derlei dachte. Angefangen bei den weißen Umschlägen mit ihrem hohen Wiedererkennungswert, dem taschenfreundlich kleinen, vertrauenerweckend stämmigen Format bis hin zu den originellen Werbesprüchen schuf er eine Verlagsidentität, bei der Pfiff und Klasse eine für deutschsprachige Verhältnisse selten gelungene Mischung eingingen.

Kein Verlag hat so viele Menschen so zum Lachen gebracht wie dieser, und dass uns nur die allerwenigsten Häuser über Jahrzehnte ein so konsequent die Leser erreichendes Programm beschert haben, mag man auch darin

bestätigt sehen, dass keiner so häufig zum Liebling der Buchhändler gewählt wurde wie Diogenes.«

Felicitas von Lovenberg/Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Die erzählende Literatur war seine große Liebe. ›Von Sachbüchern verstehe ich nichts‹, hat der Begründer eines der erfolgreichsten europäischen Verlagshäuser ganz unko-kett gesagt. Daniel Keel war ein beliebter, ja geliebter Chef, und das nicht allein. Die Wiederentdeckung und sorgfältige Edition großer Erzähler war eine seiner Leidenschaften.

Mehr als 4 500 Bücher hat der Verlag bis heute publiziert, gut 860 Autoren aufgenommen – mit einer Gesamtauflage von mehr als 200 Millionen Exemplaren. Verkaufserfolg mag nicht alles sein, doch wenn er sich wie hier mit Qualität paart, ist eigentlich wenig daran auszusetzen.«

Der Spiegel, Hamburg

»Im deutschsprachigen Raum ist Diogenes in den letzten Jahrzehnten zum Synonym für literarisches Prestige – etwas weniger elitär als der Suhrkamp Verlag von Siegfried Unseld – und gutes Design geworden.«

La Vanguardia, Barcelona

»Addio a Daniel Keel. Er war persönlich mit Großen wie Fellini, Dürrenmatt, Simenon oder Patricia Highsmith befreundet. Diogenes gilt heute als einer der größten rein belletristischen Verlage Europas.«

Corriere della Sera, Mailand

»Jede Art zu schreiben ist erlaubt, nur die langweilige nicht.« Dieser Ratschlag mag nicht sonderlich schweizerisch klingen, aber Daniel Keel, der Gründer des finanziell und geistig unabhängigen Diogenes Verlags, entsprach auch nicht dem Klischee des typischen Schweizers. Seine Anfänge als Verleger waren ebenso außergewöhnlich wie sein Umgang mit den Autoren, denen er die Treue hielt. Und sie dankten es ihm, indem sie bei ihm blieben. Sein Leben lang bewahrte er sich seinen Humor, einer seiner Lieblingsprüche: ›Die Vernunft verfolgt mich, aber ich bin schneller‹.«

The Times, London

Daniel Keel

Mag ich:

Wälder, Bäume, alten Jazz, Meer, Wüste, Fellini, Orangensaft, Dürrenmatt, Frau und Kinder, die Sonne, Geschichten, Toblerone, Hitze, den Süden, Italien, Sizilien, Palermo, alte Filme, Alec Guinness und Fred Astaire, Paris ohne Pariser, Dichter und Denker, Ludwig Marcuse, telefonieren, Frankfurter Würstchen mit Meerrettich, Mozart, Schubert, Jeans, Bordeaux, Käse

Mag ich nicht:

Die Nacht, Frühjahr, Herbst und Winter, Innereien, Tiefschürfendes, Gewitter, Sylt, Inseln überhaupt, Nebel, Regen, jede Art Feiern und Festtage, Wild, Muzak, Maschinen, Milch, Telefonbeantworter, Schnecken, Haustiere, Krankheiten, Marzipan, Leni Riefenstahl, Hans Albers, deutsche Schlager, American Expressionists, Salvador Dalí, Designer



Daniel Keel (1967), portraitiert von seiner Frau Anna, die ein Jahr vor ihm im Alter von 70 Jahren starb

HIER UND JETZT

Das Wichtigste im Leben: Common sense

Die letzte Person, zu der du dich liebe dich gesagt hast: Anna

Eine Erkenntnis, die man einem Kind weitergeben muß: Common sense

Nachdem du nun alle Fragen in *Alles über mich* beantwortet hast, stelle dir eine letzte Frage:

Ist das Leben ein Traum?

Die Antwort auf deine Frage lautet: Keinm nicht?

NOTIZEN

Das Leben
ist
hart
und bunt.



Zwei Jahre vor seinem Tod füllte Daniel Keel das Fragebuch *Alles über mich* seines Sohns Philipp aus, dessen zwei letzte Seiten hier abgedruckt sind. Der Schlusssatz: »Das Leben ist hart und bunt.«

